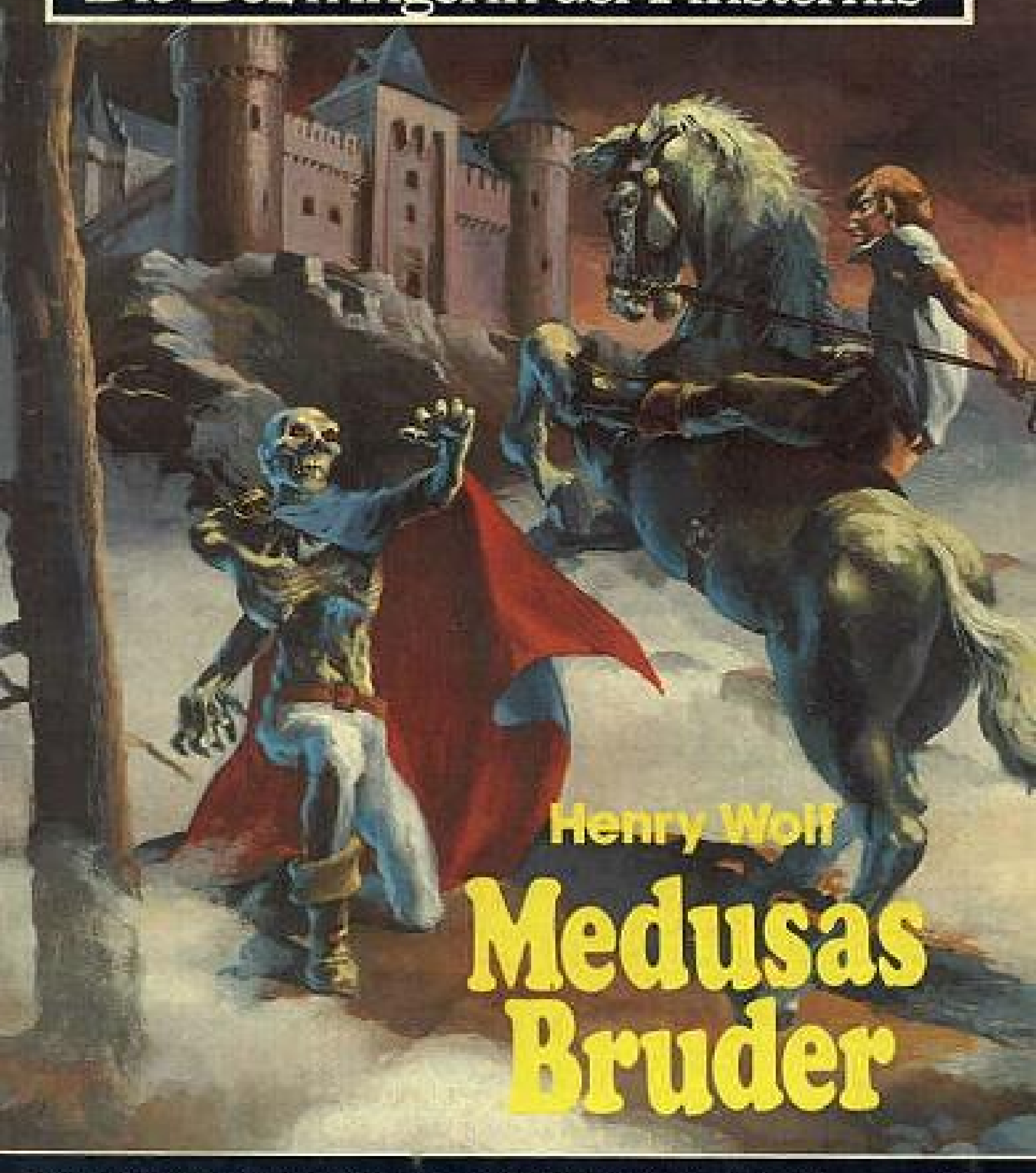
1,60 DM / Band 72
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis



Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Medusas Bruder

Damona King Nr. 72

Teil 2/2

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 16.11.1981

Medusas Bruder

Das Pferd war an diesem Morgen seltsam unruhig. Es tänzelte nervös, versuchte immer wieder auszubrechen und tat seinen Widerwillen mit lautem Schnauben kund. Seine Flanken zitterten, und seine Nüstern waren erregt geweitet, als wittere es eine unsichtbare Gefahr.

Jim Purprose ließ die Zügel etwas lockerer, tätschelte den Hals des Tieres und murmelte leise, beruhigende Worte. Er ritt diesen Weg seit fast zwanzig Jahren jeden Morgen, aber er hatte sein Tier noch nie so erregt und übernervös erlebt wie heute. Es schien fast, als spüre es eine Gefahr, irgend etwas Fremdes und Unbekanntes.

Die Bemühungen seines Herrn schienen es nicht zu beruhigen; im Gegenteil. Es warf den Kopf zurück, schnaubte erregt und versuchte stehenzubleiben. Unter seinen unruhig stampfenden Hufen flogen kleine Steine und feuchte Grasbüschel davon.

Purprose fuhr fort, seinen Hals zu tätscheln und beruhigende Worte zu murmeln. Er sah sich dabei aufmerksam um. Er wußte, daß Tiere manchmal Gefahren witterten, ehe sie sichtbar wurden. Wenn er sich auch nicht vorstellen konnte, wovor das Pferd Angst hatte. Das größte Wild, das hier in der Gegend vorkam, waren Füchse und ein paar streunende Hunde und Katzen. Und sein Tier kannte genau wie er jeden Strauch und jeden Stein im Umkreis von zwanzig Meilen. Purprose richtete sich im Sattel auf und zog die Zügel ein wenig an. Das Tier beruhigte sich etwas. Aber seine Ohren zuckten wie immer noch nervös, und seine Hinterläufe stampften unruhig auf den Boden. Purproses Blick wanderte aufmerksam über das verfilzte Buschwerk, das den schmalen Waldweg flankierte. Aber da war nichts, was nicht dorthin gehörte.

Purprose runzelte ärgerlich die Stirn, schlug dem Tier leicht auf den Hals und zwang es, vorwärts zu gehen. Das Pferd schnaubte protestierend, aber es gehorchte.

Die Bäume des Waldes ragten rechts und links des Weges steil in die Höhe und bildeten eine Art natürlichen, finsteren Tunnel, an dessen Ende das trübe Grau der hereinbrechenden Dämmerung schimmerte. Er preßte dem Tier die Schenkel in die Seite und trieb es zu einer schnelleren Gangart an. Irgendwie war er froh, als sie aus dem Wald heraus auf das freie Feld ritten, ohne daß er einen Grund für dieses Gefühl hätte angeben können. Er hatte sich niemals im Wald gefürchtet. Die Natur in jeder Erscheinungsform war sein Freund. Er verbrachte viel Zeit hier draußen, fast jede Stunde, die er erübrigen konnte. Als staatlicher Forstbeamter gehörte es zu seinen Aufgaben, den Wald und die brachliegenden Wiesen und Äcker in der näheren Umgebung von Marnockfearn regelmäßig zu inspizieren. Er hätte diese Aufgabe wesentlich bequemer und schneller mit dem Wagen erledigen können, aber er zog es vor, zu reiten, manchmal sogar zu Fuß zu gehen. Er war an diesem Morgen noch vor Einbruch der Dämmerung aufgebrochen, um den Sonnenaufgang genießen zu können. Hier oben in den schottischen Highlands bot der Sonnenaufgang an einem klaren Tag wie heute ein besonders schönes Naturschauspiel.

Das Pferd scheute wieder, schnaubte, tänzelte nervös auf der Stelle und warf den Kopf hin und her. Purprose mußte sich einen Moment lang voll darauf konzentrieren, das scheuende Tier wieder in die Gewalt zu bekommen. Seine Beunruhigung wuchs. Sicher – auch Pferde hatten ihre schlechten Tage, aber er spürte ganz deutlich, daß das Tier Angst hatte. Seine Augen waren angstvoll geweitet, und vor seinen Nüstern stand dünner, flockiger Schaum.

Purprose kraulte ihm beruhigend den Hals und sah sich dabei aufmerksam um. Der Boden fiel vor ihm sanft ab, um in einen

langgestreckten Acker überzugehen. Die schräg einfallenden Strahlen der aufgehenden Sonne ließen die geometrischen Linien der frischgezogenen Furchen kraß und überdeutlich hervortreten. Von hier oben wirkten sie wie tiefe, bodenlose Gräben, die den Talgrund von einem Ende bis zum anderen durchzogen. Auf der anderen Seite des Tales stieg der Boden genauso sanft wieder an, um in eine weite, sorgfältig gemähte Wiese überzugehen. Dahinter erhob sich der schwarze Koloß von Kings Castle. Jetzt, durch den flammendroten Ball der Sonne, der hinter ihr emporstieg, zu einer schwarzen Silhouette reduziert, wirkte die Burg fast bedrohlich. Ihr Schatten fiel fast bis auf den Talgrund hinunter, und der Anblick erinnerte Purprose unwillkürlich an eine riesige, gierig ausgestreckte Klaue.

Purprose schüttelte den Kopf und lächelte nervös. Der Schatten dort unten war ein Schatten, mehr nicht. Die Nervosität seines Tieres begann sich allmählich auf ihn zu übertragen. Es hatte keinen Sinn, sich verrückt zu machen.

Und doch…

Das Pferd wieherte, ging mit den Vorderläufen ein paar Zentimeter in die Luft und schüttelte ärgerlich den Kopf. Purprose zog wütend an den Zügeln. Er wußte, daß das dem Pferd Schmerzen bereitete, aber es ließ sich nicht verhindern. Er hatte genug Erfahrung im Umgang mit Tieren, um zu wissen, daß man ihnen von Zeit zu Zeit zeigen mußte, wer der Herr war.

Das Rezept schien auch diesmal zu funktionieren. Das Tier beruhigte sich zusehends und stand nach einer Weile vollkommen still.

Nur seine Nüstern blähten sich noch erregt.

Purprose ritt langsam weiter. Sein Blick wanderte immer wieder zu dem schwarzen, gezackten Schatten der Burg hinunter, und jedesmal machte sich die gleiche, unerklärliche Beunruhigung in ihm breit, wenn er die lichtlose Fläche anstarrte.

Er griff nervös in seine Satteltasche, zog Zigaretten und Streichhölzer hervor und zündete sich eine Zigarette an. Normalerweise rauchte er hier draußen niemals, aber er hatte plötzlich das Bedürfnis, seine Finger mit irgend etwas zu beschäftigen.

Er sog den Rauch tief in die Lungen, schloß für einen Moment die Augen und wartete darauf, daß die beruhigende Wirkung des Nikotins einsetzte.

Als er die Augen wieder öffnete, sah er den Mann. Er bewegte sich mit langsamen, ungelenken Schritten den gegenüberliegenden Hügel hinunter. Die Entfernung war noch zu groß, um irgendwelche Einzelheiten erkennen zu können, aber irgend etwas an der Art, wie er sich bewegte, warnte Purprose.

Er überlegte einen Moment, ehe er seinem Pferd die Absätze in die Flanken trieb und den Hang hinuntergaloppierte.

Der Mann schien von seiner Annäherung nichts zu bemerken – jedenfalls zeigte er keine sichtbare Reaktion, sondern ging ruhig weiter, ohne auch nur den Kopf zu heben.

Seltsamerweise bewegte er sich zielstrebig am Rande des Schattens entlang, den das Schloß warf. Es kam Purprose vor, als scheue die Gestalt davor zurück, in den hellen Sonnenschein hinauszutreten, sondern als liefe sie zielsicher durch einen Korridor der Schwärze, den der grotesk verzerrte Schatten in den erwachenden Morgen gegraben hatte.

Er schnippte seine Zigarette fort, beugte sich über den Hals des Pferdes und galoppierte so schnell los, wie es der unebene Boden zuließ.

Der Mann ging ruhig weiter. Er schien Purprose überhaupt nicht zu bemerken, obwohl der Hufschlag des Pferdes überlaut durch die Stille des Morgens dröhnte. Seine Bewegungen wirkten seltsam ungelenk und eckig, kaum wie die eines Menschen, sondern fast wie die Bewegungen einer Marionette, an deren Fäden ein unsichtbarer Spieler zog.

Purprose schüttelte den Gedanken ärgerlich ab und zügelte sein Pferd wenige Meter vor dem Mann.

Der Fremde blieb stehen. Er hielt den Kopf gesenkt, so daß Purprose sein Gesicht nicht sehen konnte. Seine Haltung wirkte verkrampft.

Purprose begann sich allmählich unbehaglich zu fühlen. Gleichzeitig kam er sich unbeschreiblich albern vor. Der Mann ging hier spazieren – na und? Es war nicht verboten, sich den Sonnenaufgang anzusehen. Das Gelände hier war zwar Privatbesitz, aber es gab niemanden, der es mit den diesbezüglichen Bestimmungen allzu ernst nahm. Außerdem war es gut denkbar, daß er von Kings Castle kam – Miß King hatte oft Besuch, und so genau wußte niemand in Marnockfearn, wer eigentlich alles dort oben wohnte.

Er räusperte sich unbehaglich. Das Schweigen wurde allmählich peinlich. Und der Fremde schien nicht geneigt, es zu brechen.

»Guten Morgen«, sagte Purprose unbehaglich.

Der Fremde antwortete nicht. Seine Hände zuckten leicht, aber sein Blick blieb starr auf den Boden gerichtet.

Purproses Pferd tänzelte unruhig. Er spürte, wie seine Flanken unter seinen Schenkeln zu zittern begannen. Der Schwanz peitschte nervös, und die Ohren hatten sich spitz aufgestellt. Das Tier schien am Rande der Panik zu sein.

»Sie… Sie gehen sicher spazieren«, begann Purprose lahm. »Es ist ein …«

Der Mann drehte sich langsam um und hob den Kopf. Der Blick seiner großen, dunklen Augen schien sich bis in Purproses Seele zu brennen.

Purprose erstarrte. Seine Augen weiteten sich in ungläubigem Entsetzen, als er das Gesicht des Mannes sah. Eine riesige, eisige Hand schien plötzlich nach seinem Herzen zu greifen und es erbarmungslos zusammenzupressen. Er wollte schreien, aber seine Kehle war wie zugeschnürt.

Das Pferd kreischte in irrer Panik auf.

Es scheute, stieg auf die Hinterläufe und schlug in blinder Angst mit den Vorderhufen um sich. Purprose verlor das Gleichgewicht und stürzte hintenüber aus dem Sattel.

Der Aufprall raubte ihm fast das Bewußtsein. Für einen Moment lag er reglos da, kämpfte gegen die aufwallende Übelkeit und die unerträglichen Schmerzen in seinem Rücken an und versuchte verzweifelt, nicht ohnmächtig zu werden.

Vor seinem inneren Auge stand noch immer das Bild dieses grauenhaften, entstellten Gesichts, dieser unbeschreiblichen, bösen Karikatur dessen, was einmal ein menschliches Antlitz gewesen war und jetzt… Purprose suchte vergeblich nach einem passenden Ausdruck. Es gab nichts, womit sich diese scheußliche Visage beschreiben ließ, nichts, womit man dieses Etwas, in das sich ein vormals normales menschliches Gesicht verwandelt hatte, vergleichen ließ.

Er wälzte sich herum, stemmte sich mühsam auf Hände und Knie hoch und stöhnte. Wie durch einen dichten Nebel registrierte er, wie sein Pferd ein letztes Mal aufstieg und dann in kopfloser Panik davonstob.

Als er die Augen öffnete, blickte er auf ein Paar schlanker Beine, das vor ihm emporwuchs.

Purprose wimmerte entsetzt und versuchte, rückwärts davonzukriechen. Es ging nicht. Irgend etwas, eine fremde, unbeschreibliche Gewalt, ein Wille, der viel stärker war als sein eigener, zwang ihn, den Kopf zu heben und die Gestalt anzusehen. Er versuchte sich zu wehren, aber es war sinnlos. Der fremde Wille schwemmte sein Ego wie eine brüllende Flutwelle davon, durchdrang seine Gedanken, seine Seele, alles. Langsam, unendlich langsam, wanderte sein Blick an der Gestalt des Mannes empor, tastete sich über die Hose, den Gürtel, das halb offenstehende, unordentlich in die Hose gestopfte Hemd, den Halsansatz…

Purproses Schrei steigerte sich in unmenschliche Höhen, als er ins Gesicht des Fremden sah. Für einen winzigen, zeitlosen Augenblick schien die Welt hinter einem dichten schwarzen Vorhang zu versinken, aus dem ihm das Gesicht des Mannes entgegengrinste.

Dann, von einer Sekunde auf die andere, verlor er das Bewußtsein.

***

Irgendwo klingelte etwas; ein penetranter, nervtötender Ton, der nie sehr lange anhielt, aber mit mechanischer Sturheit immer wieder kam und sich langsam und beharrlich in ihr Bewußtsein drängte.

Damona King öffnete widerwillig die Augen, sah auf den Radiowecker, der in der altenglischen Umgebung ihres Schlafzimmers wie ein häßlicher Anachronismus wirkte, und verzog mißbilligend die Lippen. Es war nicht einmal sechs Uhr, und obwohl sie am vergangenen Abend zeitig schlafen gegangen war, fühlte sie sich so müde und erschöpft, als hätte sie sich gerade erst hingelegt.

Aber das Telefon klingelte erbarmungslos weiter. Sie starrte den Apparat einen Augenblick lang feindselig an, zuckte dann ergeben die Achseln und schwang die Beine aus dem Bett. Sie hätte auch warten können, bis einer der anderen Apparate im Haus abgenommen wurde, aber die beiden Kammerzofen waren nicht da, und Henry hatte seinen Schlaf genauso nötig wie sie. Vielleicht noch mehr. Sie gähnte und schlurfte dann mit müden Schritten zum Telefon hinüber und hob ab. »King?«

»Damona?« fragte eine dünne, kaum verständliche Stimme. Das Gespräch mußte von sehr weit her kommen, der schlechten Verständigung nach zu schließen.

Damona runzelte die Stirn. »Heißt hier sonst noch jemand King?« fragte sie schnippisch.

Für einen Augenblick herrschte am anderen Ende der Leitung verblüfftes Schweigen.

»Natürlich nicht. Es war eine dumme Frage – entschuldige. Hier ist Mike.«

Damonas Müdigkeit verschwand schlagartig.

»Mike! Du bist zurück?«

»Ich rufe aus London an. Aus dem Flughafenrestaurant, um genau zu sein«, antwortete Mike. »Ich bin vor einer halben Stunde gelandet.«

»Du hättest ruhig etwas von dir hören lassen können«, sagte Damona. »Immerhin warst du…«

»Fast eine Woche lang weg, ich weiß«, fiel ihr Mike ins Wort. »Es tut mir leid. Aber ich bin nicht dazu gekommen anzurufen. Und ein Brief wäre viel zu lange unterwegs gewesen.«

Damona nickte automatisch. Mike war vor fünf Tagen nach China gereist, um einem alten Freund, der in Schwierigkeiten geraten war, zu Hilfe zu eilen. Und Damona hatte sich ernsthafte Sorgen gemacht, nachdem sie seit seinem Abflug kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten hatte. Aber sie wußte auch, daß Mike nicht aus Gedankenlosigkeit so handelte – wenn er nicht anrief, dann nur, weil es wirklich nicht ging.

»Wie war es?« fragte sie.

Mike lachte, aber es klang gar nicht belustigt. »Aufregend, Damona.

Aber das erzähle ich dir am besten selbst. Meine Maschine geht in fünfundvierzig Minuten. Ich bin gegen elf in Edinburgh. Holst du mich ab?«

»Ich würde gerne, aber…«

»Aber?«

»Claire ist mit dem Porsche nach Edinburgh gefahren, um irgendeine Tante oder sonstwen zu besuchen. Und der Rover ist in der Werkstatt.«

»Schlimm?«

»Nein. Nur sitze ich im Moment ohne Wagen hier. Du wirst dir ein Taxi nehmen müssen. Oder einen Ochsenkarren«, fügte sie spitz hinzu.

Mike schnaubte in gespielter Wut.

»Egal wie«, sagte er schließlich, »ich werde versuchen, spätestens gegen Mittag bei dir zu sein. Ist irgend etwas Aufregendes passiert, während ich weg war?«

»Aber natürlich nicht, Schatz«, flötete Damona. »Du weißt doch – wenn der Chef nicht da ist, läuft nichts.«

Mike überging die Spitze. »Du hörst dich müde an«, sagte er übergangslos.

Damona verzog die Lippen. »Ich bin müde. Ich habe in den letzten Tagen nicht viel Schlaf bekommen.«

»Thomas?«

Damona nickte. »Ja«, sagte sie seufzend. »Nachdem du weg warst, wurde es jeden Tag schlimmer. Aber er hat sich wieder beruhigt. In der vergangenen Nacht habe ich das erste Mal wieder durchschlafen können. Das heißt«, fügte sie hinzu, »ich hätte es, wenn nicht irgend so ein Trottel mitten in der Nacht hier angerufen hätte.«

Mike schwieg einen Augenblick lang. Dann seufzte er. »Tut mir aufrichtig leid, wenn ich dich gestört habe. Ich wollte dir nur sagen, daß ich wieder im Lande bin.«

»Das weiß ich mittlerweile«, versetzte Damona. »Ich schlage vor, du kümmerst dich jetzt darum, daß du deine Anschlußmaschine bekommst. Wir unterhalten uns dann später.«

»Gut. Bis heute Mittag.« Es klickte, dann war die Leitung unterbrochen.

Damona hängte auf und liebäugelte einen Moment mit dem Gedanken, sich noch einmal hinzulegen, um ihrem Körper wenigstens noch ein paar Stunden Ruhe zu gönnen. Die letzten Tage waren auf ihre Weise genauso anstrengend gewesen wie eine der zahlreichen Reisen, die sie in den letzten Jahren unternommen hatte.

Damona und Mike hatten den dreiundzwanzigjährigen Thomas Warner aus den Vereinigten Staaten mit nach Kings Castle gebracht.

Warner galt offiziell als wahnsinnig. Aber er war es nicht. Jedenfalls nicht in der Art, in der die Schulmedizin im allgemeinen Wahnsinn

klassifizieren würde.

Sie stand auf, gähnte ungeniert und ging langsam zum Kleiderschrank hinüber. Aber ihre Gedanken waren weiterhin bei Thomas.

Der Junge war in der Obhut eines sogenannten Irrenarztes aufgewachsen. Alles, was er je zu Gesicht bekommen hatte, waren Heilanstalten und Zellen, und seine menschliche Gesellschaft hatte ausschließlich aus Psychopathen und dem Personal der Privatklinik bestanden. Dies – und seine Gabe, kommendes Unheil vorauszusehen – hatte seinen Geist zerbrechen lassen. Damona zweifelte nicht daran, daß Thomas über kurz oder lang wirklich verrückt geworden wäre, wenn sie ihn nicht aus den Klauen seiner Peiniger befreit hätten. Und in den letzten Tagen hatte sie manchmal befürchtet, bereits zu spät gekommen zu sein. Thomas war in einen seltsamen, apathischen Zustand verfallen, der nur selten von plötzlichen, schnell vorübergehenden Tobsuchtsanfällen unterbrochen worden war. Es hatte fast eine Woche gedauert, bis er sich wieder einigermaßen beruhigt hatte. Jetzt war er in einen tiefen, an Bewußtlosigkeit grenzenden Schlaf gefallen.

Damona verscheuchte die lästigen Gedanken mit einem ärgerlichen Kopfschütteln und begann sich anzuziehen. Die Krise schien überstanden. Zwei, drei Tage Ruhe, und sie alle hatten den bösen Alptraum vergessen. Thomas Warner würde seine geistige Stabilität schon wiedererlangen. Alles, was er brauchte, war eine normale Umwelt und ein bißchen Liebe.

Sie verließ das Schlafzimmer und ging den Korridor hinunter.

Kings Castle war still, beinahe unheimlich still. Für jemanden, der nicht wie Damona hier aufgewachsen war, wäre diese Stille vielleicht unerträglich gewesen. Zusammen mit der Weitläufigkeit der alten, finsteren Hallen und Gänge verlieh sie dem Schloß manchmal etwas Gespenstisches. Damona konnte gut verstehen, daß die Menschen, die in der Umgebung des Schlosses lebten, früher Angst vor dem großen, finsteren Gemäuer gehabt hatten.

Aber es gab an King Castle nichts Bedrohliches – im Gegenteil.

Wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hatte, dann stellte die alte Raubritterburg einen Ort dar, an dem man sich durchaus wohl fühlen konnte.

Sie blieb einen Moment lang stehen, als sie vor Thomas' Zimmer angekommen war. Durch die geschlossene Tür waren die schweren, gleichmäßigen Atemzüge des Jungen zu hören. Sie zögerte einen Moment, dann drückte sie lautlos die Klinke nach unten und trat ins Zimmer.

Die Vorhänge waren zugezogen und erfüllten den Raum mit schattigem, kühlem Halbdunkel. Sie schlich sich vorsichtig zum Bett

und betrachtete Thomas kritisch. Er schlief. Sein Gesicht wirkte ruhig und entspannt – das erste Mal seit Wochen, daß sich nicht der Widerschein eines inneren Kampfes darauf spiegelte. Seine Hände waren gefaltet wie die eines schlafenden Kindes.

Damona mußte bei dem Gedanken unwillkürlich lächeln. Trotz seiner dreiundzwanzig Jahre hatte Thomas Warner noch etwas von einem Kind an sich. Vielleicht war es das, was ihn so liebenswert machte. Das und seine Hilflosigkeit. Thomas Warner hatte hier auf Kings Castle zum ersten Mal überhaupt erlebt, daß man von Fremden auch Zuneigung und Liebe empfangen konnte. Aber er war immer noch verschüchtert und ängstlich. Aber auch das würde sich geben.

Sie drehte sich um, verließ das Zimmer und schloß lautlos die Tür hinter sich. Als sie die Treppe ins Erdgeschoß hinunterging, hörte sie Henry unten in der Bibliothek rumoren. Sie lächelte. Henry war so etwas wie der gute Geist von Kings Castle. Er schien zu den Menschen zu gehören, die nur dann wirklich glücklich sind, wenn sie bis über beide Ohren in Arbeit stecken. Er war alt, eigentlich schon zu alt für eine derart schwere Arbeit. Er hatte schon Damonas Eltern gedient, und er war auch damals schon alt gewesen. Damona hatte mehrmals versucht, ihn endlich in den wohlverdienten Ruhestand zu schicken, aber Henry hatte dies immer empört abgelehnt.

Sie ging zur Bibliothek hinüber, öffnete die Tür und blieb einen Augenblick lang stehen. Henry turnte auf der obersten Sprosse einer riesigen Leiter herum und war damit beschäftigt, die Bücher auf einem der obersten Regale zu sortieren.

»Guten Morgen, Henry«, sagte Damona.

Henry zuckte zusammen und erstarrte für einen Augenblick.

Dann drehte er sich betont langsam herum. Auf seinem Gesicht lag ein seltsamer, fast schuldbewußter Ausdruck.

»Guten Morgen, Miß King. Sie sind schon wach?«

Damona nickte, trat vollends in den Raum und schob die Tür hinter sich ins Schloß. »Wie Sie sehen. Was machen Sie da?«

»Ich… äh … die Bücher standen so unordentlich, und da dachte ich, es wäre besser, sie zu ordnen. Es … äh … sah nicht schön aus…«

»Morgens um sechs?« Damona verzog mißbilligend das Gesicht.

»Sie übertreiben, Henry. Es reicht, wenn Sie Ihre normale Arbeit tun. Aus dem Alter, in dem Sie auf Leitern herumgeklettert sind, sind Sie ja nun wirklich heraus. Kommen Sie herunter. Ich mache das.«

Henry zögerte. »Ich… bin gleich fertig, Miß King.«

Damona runzelte in gespielter Strenge die Stirn. »Keine Widerrede, Henry. Kommen Sie herunter. Wenn Sie unbedingt etwas tun wollen, machen Sie uns beiden einen Kaffee. Ich kann einen vertragen.«

Henry nickte widerwillig und begann die Leiter herunterzusteigen.

Irgend etwas in der Art, in der er die Buchreihe ansah, störte

Damona. Sein Gesicht wirkte irgendwie schuldbewußt, wie das eines kleinen Jungen, den man auf dem Apfelbaum des Nachbarn ertappt hat. Damona hatte plötzlich das bestimmte Gefühl, daß Henry irgend etwas vor ihr verheimlichte. Dabei war das ganz und gar nicht seine Art. Henry gehörte schon so lange zum Haus, daß er fast zu einem Familienmitglied geworden war.

Es gab eigentlich nichts, worüber Damona nicht mit ihm sprach. Er war mehr als ein Butler, sondern fast so etwas wie ein alter, gütiger Onkel, der rein zufällig auf Damonas Gehaltsliste stand.

»Ist irgend etwas mit Ihnen, Henry?« fragte Damona, als der alte Butler am Fuß der Leiter angekommen war.

Henry schüttelte hastig den Kopf. Zu hastig. »Nichts, Miß King. Es ist… nichts. Ich gehe jetzt den Kaffee machen.«

Damona sah Henry scharf an. Er wich ihrem Blick aus, starrte auf seine Schuhspitzen und massierte seine Hände.

»Mister Hunter kommt heute mittag zurück.«

Henrys Gesicht hellte sich merklich auf. »Heute schon? Dann ist noch viel zu tun. Sein Empfang…«

»Machen Sie bloß keine Umstände. Er wird müde von der Reise sein. Wissen Sie, wann die Mädchen zurückkommen?«

Henry nickte. »Eigentlich erst morgen. Aber ich kann sie rufen. Sie können in zwei Stunden hier sein.«

»Das ist nicht nötig. Zur Abwechslung kann ich Ihnen ja mal in der Küche helfen.« Damona lachte. »Es wird Zeit, daß ich lerne, auch in der Küche meinen Mann zu stehen.«

»Ja, Miß King.« Henry nickte nervös. Es war unübersehbar, daß er sich mehr als nur unbehaglich fühlte. Damona hatte den Eindruck, daß er am liebsten auf dem Absatz kehrt gemacht und aus dem Zimmer gestürmt wäre.

»Ich… ich gehe dann jetzt«, sagte er lahm.

Damona nickte wortlos.

Henry drehte sich erleichtert um und schlurfte aus dem Zimmer.

Als er die Tür hinter sich schloß, fiel sein Blick fast flehend auf den Bücherschrank, an dem er bei Damonas Eintreten gearbeitet hatte.

Damona konnte nur einen winzigen Blick auf seine Augen erhaschen. Aber sie war sicher, ein fast gieriges Glitzern darin bemerkt zu haben.

Sie wartete, bis Henrys Schritte draußen auf dem Korridor verklungen waren. Dann ging sie mit entschlossenen Schritten zum Bücherschrank hinüber und stieg die Leiter hinauf. Sie fand die Stelle, an der sich Henry zu schaffen gemacht hatte, sofort. Die Bücher, die normalerweise in ordentlichen, fast pedantischen Reihen angeordnet und ausgerichtet waren, waren, hier unordentlich aufgestapelt, schräg und teilweise mit Gewalt ins Regal zurückgepreßt worden, als hätte jemand mit großer Hast hier herumgesucht.

Damona nahm eines der Bücher in die Hand und begann darin zu blättern. Die Bibliothek gehörte genauso zur Familientradition wie das Schloß. Ihr Urgroßvater hatte damit angefangen, kostbare Handschriften und Pergamente zu sammeln, und die nachfolgenden Generationen hatten diese Passion fortgesetzt. Natürlich kannte sie nicht jeden einzelnen Titel der riesigen Sammlung – aber sie wußte sehr wohl, daß hier, auf den obersten Regalen, die Werke aufbewahrt wurden, die vielleicht nicht jeder zufällige Besucher zu Gesicht bekommen sollte. Es waren Bücher über Okkultismus, über schwarze Magie und Hexenverfolgung.

Sie blätterte das Buch mit wachsender Verwunderung durch. Es war eine uralte Handschrift aus dem sechzehnten Jahrhundert, die sich mit dem Erkennen und Unschädlichmachen von Hexen beschäftigte.

Damona wußte natürlich, daß das meiste davon Unsinn war – die Menschen damals ließen sich von ihrem Aberglauben leiten, und neunundneunzig Prozent der Frauen, die in den schrecklichen Hexenjagden des Mittelalters ums Leben gekommen waren, waren unschuldige Opfer gewesen. Aber ein kleiner Kern Wahrheit war – wie in jeder Legende – auch in diesem Hexenwahn gewesen. Schließlich war Damona selbst eine Hexe – wenn sie auch die Fronten gewechselt hatte und jetzt eine der meistgehaßten Gegnerinnen des Schwarzen Reiches darstellte.

Sie klappte das Buch zu, stellte es in das Regal zurück und stieg langsam die Leiter herunter. Die Angelegenheit begann immer rätselhafter zu werden.

Warum interessierte sich Henry plötzlich für Hexenverfolgung?

Und warum, dachte sie schaudernd, suchte er sich ausgerechnet Literatur über die beste Möglichkeit, eine Hexe zu töten?

***

Da war eine Erinnerung an ein anderes, scheinbar weit zurückliegendes Leben.

Leben?

Nein – Leben hatte er diese dumpfe, kaum aus mehr als Instinkten und unklaren, gefilterten Empfindungen bestehende Existenz schwerlich nennen können. Es war eine animalische Existenz gewesen, vielleicht weniger.

Dann war der Wechsel gekommen. Er wußte nicht, wie lange es her war.

Tage – Stunden – Wochen: diese Begriffe hatten keinerlei praktische Bedeutung für ihn. Er wußte, daß er sehr, sehr lange gefangen gewesen war, gefangen in sich selbst, im Gefängnis seiner Psyche, gebannt durch die unsichtbaren und doch unzerreißbaren Fesseln seines eigenen Geistes.

Die Erinnerungen seines früheren Ichs waren noch in ihm. Sie waren nicht sehr stark, und sie schienen mit jedem Augenblick mehr zu verblassen, aber es reichte noch, um seine Rolle zu spielen.

Obwohl er über keinerlei eigene Erfahrungen verfügte, wußte er instinktiv, daß er sein wahres Gesicht noch nicht zeigen konnte. Er war – wenigstens für eine gewisse Zeit – gezwungen, die Rolle seines früheren, schwachen Egos weiterzuspielen, seinen wahren Charakter zu verleugnen.

Aber das würde nicht mehr lange dauern. Die Pläne waren schon gemacht, die Fallen vorbereitet.

Bald, bald würde er stark genug sein, sein wahres Gesicht zu zeigen.

Einen Menschen namens Thomas Warner würde es dann nicht mehr geben. Genau betrachtet, gab es ihn bereits jetzt nicht mehr. Thomas Warner war nichts mehr als eine leere Hülle, ein fleischliches Gefängnis für den sanften, empfindlichen Geist, der früher einmal darin gewohnt hatte.

Ein anderes, böses Wesen war an seine Stelle getreten, war in seine Maske geschlüpft und wartete auf den passenden Moment, um zuzuschlagen.

MEDUSAS BRUDER war erwacht!

***

»Hier entlang.«

Purprose deutete mit einer befehlenden Geste die Treppe hinunter und trat beiseite, um Gwenda vorbeizulassen.

Die junge Frau zögerte. Die Sache gefiel ihr nicht, aber sie hatte bisher nicht den Mut aufgebracht, etwas zu sagen. Jim hatte sie – ganz gegen seine sonstige Art – wortlos aus dem Bett geholt und in den Wagen verfrachtet, um mit ihr hier hinauszufahren. Er hatte auch während der Fahrt von Marnockfearn hier heraus kaum ein Wort gesprochen. Allmählich begann Gwenda die Sache zu dumm zu werden.

»Was soll ich dort unten?« fragte sie.

Jim antwortete nicht sofort, aber in seine Augen trat ein seltsames, fast verschlagenes Glitzern.

»Geh schon. Es lohnt sich, du wirst sehen.« Er deutete mit einer fast befehlenden Kopfbewegung auf die ausgetretenen, feucht glitzernden Stufen, die in steilem Winkel in den Boden hinabführten.

Der Fuß der Treppe lag im Dunkeln. Ein scharfer, wie mit dem Lineal gezogener Schlagschatten schnitt im schrägen Winkel über die Stufen und schien den Bereich darunter zu einem Teil einer fremden, lichtlosen Welt werden zu lassen.

Gwenda kannte die Ruine gut. Sie war hier in der Gegend aufgewachsen, und während ihrer Kindheit war sie oft zum Spielen hierhergekommen. Dort, wo sich heute ein ausgedehntes, unkrautüberwuchertes Trümmergrundstück erhob, mußte früher einmal eine großzügige Anlage gestanden haben – ein Jagdschloß oder irgendeine herrschaftliche Villa vielleicht. Die zerfallenen Grundmauern, die zwischen Schutt und meterhohem Unkraut hervorsahen, ließen jetzt noch eine Ahnung von der früheren Pracht

des Gebäudes aufkommen. Aber es war schon eine Ruine gewesen, als Gwenda mit ihren Schulfreundinnen hier gespielt hatte, und die fast zwanzig Jahre, die seither vergangen waren, hatten das begonnene Zerstörungswerk beendet. In weiteren zwanzig Jahren würde nichts mehr daran erinnern, daß hier einmal ein Haus gestanden hatte.

»Geh schon«, sagte Jim ungeduldig. Seine Stimme hatte einen harten, unangenehmen Klang. Er trat einen Schritt vor, nahm Gwenda am Arm und schob sie mit sanfter Gewalt in Richtung Treppe.

Gwenda setzte zögernd einen Fuß auf die oberste Stufe. Sie wußte, daß sich dort unten ausgedehnte Kellergewölbe befanden.

»Geh schon«, drängte Jim. »Es lohnt sich wirklich.«

Gwenda blieb widerwillig stehen und sah Jim trotzig an. »Ich setze keinen Fuß in diesen rattenverseuchten Keller, wenn du mir nicht vorher sagst, was das alles soll.«

Jims Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an. Er seufzte, schüttelte den Kopf und betrachtete Gwenda in der Art, in der ein Erwachsener ein störrisches Kind ansehen mochte.

»Ich habe dort unten etwas entdeckt«, sagte er schließlich. »Etwas, das dich auch interessieren wird.«

»Was?«

Jim schüttelte entschlossen den Kopf. Auf seinen Lippen erschien ein überlegenes Lächeln. »Eine Überraschung. Geh schon. Und verdirb mir nicht die Freude. Bitte.«

Gwenda sah ihren Mann einen Herzschlag lang nachdenklich an, ehe sie sich mit ergebenem Schulterzucken umwandte und die Stufen hinunterstieg. Jim folgte ihr in einem Schritt Abstand.

Aber Gwendas Beunruhigung wuchs mit jeder Stufe, die sie tiefer hinabstiegen. Die Treppe schien endlos zu sein. Seltsamerweise war ihr noch nie aufgefallen, wie tief der Keller unter der Erde lag. Und es schien mit jeder Stufe kälter zu werden. Auf ihren nackten Oberarmen bildete sich plötzlich eine Gänsehaut.

Die Treppe endete vor einer niedrigen, wuchtigen Holztür, die dem beharrlich nagenden Zahn der Zeit wie durch ein Wunder bisher widerstanden hatte. Jim stieß die Tür auf, tastete nach irgend etwas, das dahinter im Dunkeln stand, und riß ein Streichholz an. Augenblicke später erfüllte der warme, flackernde Schein einer Petroleumlampe das unterirdische Gewölbe.

Gwenda spürte einen immer stärker werdenden Widerwillen, als sie Jim in den Keller folgte. Das Gewölbe mußte riesig sein. Die niedrige Decke wurde von einem halben Dutzend wuchtiger Pfeiler getragen, auf denen grünlich phosphoreszierender Schimmel leuchtete. Der Boden war von einer zolldicken Staubschicht bedeckt. Frische Fußspuren bewiesen Gwenda, daß vor ihnen schon jemand hier gewesen war.

Aber es waren nicht nur die Spuren von Menschen. Neben den tiefen, verwischten Abdrücken menschlicher Schuhe fand sich auch eine Unzahl kleiner, hektischer Spuren; vierzehige Krallen, die in scheinbarer Ziellosigkeit über den Boden gehuscht waren. Gwenda unterdrückte im letzten Augenblick einen erschrockenen Aufschrei, als ihr klar wurde, daß die Spuren von Ratten stammten.

Jim hob die Lampe und deutete auf einen bogenförmigen Durchgang am entgegengesetzten Ende des Gewölbes. »Dort!«

Gwenda nickte verkrampft. Es fiel ihr immer schwerer, nicht einfach auf der Stelle kehrtzumachen und davonzulaufen. Aber sie wußte, daß Jim seine Gründe für sein seltsames Verhalten haben würde. Er gehörte nicht zu den Menschen, die geschmacklose Scherze liebten.

Sie durchquerten das Gewölbe. Gwenda mußte sich bücken, um Jim durch den niedrigen Durchgang zu folgen. Dahinter lag ein schmaler, hoher Gang, aus dessen Wänden Feuchtigkeit sickerte und in dem es nach Moder und Fäulnis roch. Die Luft war bitter und scharf; sie kratzte im Hals und löste Hustenreiz aus. Gwenda kämpfte mit aller Kraft dagegen an. Irgendwie hatte sie das Gefühl, daß etwas Schreckliches passieren mußte, wenn sie hier unten ein lautes Geräusch verursachte.

Irgendwo vor ihr in der Dunkelheit, die wie ein massiger, schwarzer Körper jenseits des Lichtkreises lag, bewegte sich etwas. Ein kleiner graubepelzter Körper huschte auf wirbelnden Beinen davon, und Gwenda starrte für eine schreckliche Sekunde in ein paar winziger, böser Augen, die sie über einer spitzen Rattenschnauze anglotzten.

»Jim«, flüsterte sie. »Ich… ich möchte weg hier.«

Purprose lächelte flüchtig. »Es dauert nicht mehr lange. Wir sind gleich da.«

Vor einer breiten, mit einem übertrieben wuchtigen Riegel gesicherten Tür blieben sie stehen. Jim stellte die Lampe vor sich auf den Boden, grub einen Moment lang in seiner Jackentasche und förderte schließlich einen rostigen Schlüssel zutage.

Gwenda verfolgte seine Bewegungen mit wachsender Verwunderung. Sie konnte deutlich erkennen, daß das Vorhängeschloß vor der Tür so gut wie neu war.

Was mochte es hier unten geben, daß Jim sich die Mühe machte, es so umständlich zu sichern? Noch dazu an einem Ort, an den so gut wie nie jemand hinkam?

Purprose drehte den Schlüssel herum, warf das Schloß achtlos zu Boden und stieß die Tür ungeduldig auf. Flackernder, rötlicher Lichtschein drang in den muffigen Gang.

Gwenda drehte sich verwundert zu Jim um, aber sie kam nicht mehr dazu, ihre Frage zu stellen.

Eine riesige, finstere Gestalt erschien plötzlich in der Tür. Gwenda

fühlte sich gepackt und brutal in den Raum gezerrt. Sie stolperte vorwärts, bekam einen Stoß in den Rücken und fiel auf Hände und Knie. Sie schrie gellend auf. Das Geräusch wurde von den wuchtigen Steinmauern reflektiert, brach sich an der gewölbten Decke und hallte schauerlich verzerrt durch den Raum. In Gwendas Ohren hörte es sich wie grausiges Hohngelächter an.

Jemand packte sie grob am Oberarm, riß sie auf die Füße und stieß sie vorwärts. Sie versuchte nicht einmal, sich zu wehren. Der Schock hatte sie gelähmt. Sie stolperte vorwärts, fiel wieder hin und wurde erneut hochgerissen. Ihre Hände und Knie bluteten, aber sie spürte den Schmerz kaum. Sie verstand nicht, was um sie herum vorging, was mit ihr geschah. Der Raum schien vor ihren Augen zu verschwimmen, und das flackernde rote Licht der Fackeln schien Wände und Decke mit Blut zu übergießen.

»Jim«, wimmerte sie, »bitte… hilf mir …«

Aber sie bekam nur ein grausames Lachen zur Antwort.

Sie begann leise zu wimmern. Ein Schlag ins Gesicht ließ sie verstummen. Sie taumelte zurück, wurde gepackt und wieder nach vorne gestoßen. Jemand legte ihr von hinten den Arm um den Hals, drückte zu und ließ wieder los.

Gwenda schnappte keuchend nach Luft und hörte auf, sich zu wehren. Die Warnung war deutlich genug gewesen.

Gwenda sah sich ängstlich um. Sie verstand nicht, was hier vorging, und sie verstand auch nicht, was diese Leute von ihr wollten.

Und der Anblick, der sich ihr bot, steigerte ihre Verwirrung eher noch mehr. In dem Gewölbe hielt sich etwa ein Dutzend Menschen auf. Männer und Frauen aus dem Dorf oder den umliegenden Gütern. Sie kannte jeden einzelnen von ihnen, und trotzdem hatte sie den Eindruck, von Feinden umgeben zu sein.

Irgendwie hatte sich jeder von ihnen verändert… Irgend etwas Böses und Fremdes war in ihnen; unsichtbar, aber deutlich. Sie konnte es spüren; beinahe anfassen – eine Schlechtigkeit, die durch und durch ging, etwas, das dicht unter der Oberfläche des Sichtbaren brodelte und nur darauf zu warten schien, hervorzubrechen.

Jims Stimme drängte sich hart in ihre Gedanken. »Geh!«

Er trat neben sie, lächelte dünn und böse und deutete mit einer befehlenden Geste auf einen großen, altarähnlichen Block, der den hinteren Teil des Raumes beherrschte.

Gwenda gehorchte ängstlich. Sie wußte, daß Gegenwehr sinnlos war. Keiner dieser Menschen, die noch vor Stunden ihre Bekannten und Freunde gewesen waren, würde ihr helfen.

Besessen, dachte sie. *Sie sind besessen. Alle. Auch Jim.* Irgend etwas Böses, Dämonisches, hatte von ihnen Besitz ergriffen.

Sie näherte sich zögernd dem Block und blieb stehen. Die Ähnlichkeit

mit einem Altar war unübersehbar, als sie dicht davorstand. Er schien aus einem einzigen, zwei mal dreimal ein Meter großen Felsbrocken gemeißelt zu sein und mußte Tonnen wiegen. Die Oberfläche war glatt und glänzte, als wäre sie frisch poliert worden, und jemand hatte mit einem scharfen Gegenstand ein kompliziertes Muster aus Linien und Strichen hineingekratzt. Gwenda versuchte, einen Sinn in der primitiven Zeichnung zu sehen, aber die Linien verschwammen immer wieder vor ihren Augen, schienen sich zu bewegen, auf und ab zu wogen und ihrem Blick wie ein seltsames lebendes Wesen auszuweichen.

»Es ist bereit«, sagte eine Stimme hinter ihrem Rücken.

Es war etwas in ihrem Klang, daß Gwenda frösteln ließ.

»Es ist bereit«, wiederholten die übrigen Stimmen im Chor.

Die Beleuchtung flackerte. Ein eisiger Windstoß fuhr durch das Gewölbe. Die Männer und Frauen begannen zu singen – ein dumpfer, monotoner Singsang, der etwas Beunruhigendes und gleichzeitig Einlullendes hatte, ein Geräusch, das die dumpfe Erinnerung an Hexenbeschwörung und verbotene Kulte, an finstere Rituale und höllische Beschwörungsriten in Gwenda wachrief.

Sie begann zu zittern. Plötzlich war sie fest entschlossen, sich herumzuwerfen, zu schreien und davonzulaufen, ganz egal, ob sie eine Chance hatte oder nicht. Aber ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr.

Sie war wie gelähmt, selbst ihre Stimmbänder versagten, und der entsetzte Schrei, der sich in ihr aufgebaut hatte, wurde zu einem kläglichen Wimmern. Die hellen Linien auf dem Altar bewegten sich stärker, und jetzt war sich Gwenda sicher, daß sie sich diesen Effekt nicht nur einbildete. Sie bewegten sich wirklich, glitten hin und her und zogen sie immer tiefer in ihren lähmenden, hypnotischen Bann.

Irgendwo knarrte eine Tür. Der Gesang verstummte für einen Moment. Als er wieder begann, hatte sich irgend etwas darin verändert.

Die Stimmen klangen jetzt fast ehrfürchtig.

Gwenda spürte, wie sich in ihrer Kehle langsam ein bitterer Kloß bildete. Ein eisiges Gefühl kroch langsam in ihrem Körper empor – etwas, das vielleicht Angst war, aber doch irgendwie anders.

Ein ehrfürchtiges Raunen ging durch die versammelte Menge hinter ihrem Rücken. Der Gesang verstummte, und für einen Moment waren das Rascheln von Kleidung und das leise Scharren harter Schuhsohlen auf dem feuchten Stein die einzigen Geräusche in dem unterirdischen Gewölbe.

Dann hörte sie Schritte. Jemand bewegte sich langsam, fast zögernd auf sie zu, blieb einen Herzschlag lang neben ihr stehen und trat dann mit zwei, drei entschlossenen Schritten um den Altarblock herum.

Gwenda stöhnte unwillkürlich auf.

Der Mann war mittelgroß, schlank und in einen einfachen, modern geschnittenen Anzug gekleidet. Seinen Händen und der Art wie er sich bewegte nach zu schließen mußte er noch relativ jung sein.

Aber Gwenda hatte für all dies nur einen flüchtigen Blick über.

Ihre Augen hingen fasziniert an der zierlichen Silbermaske, die das Gesicht des Mannes verdeckte. Die verschlungenen Linien darauf erinnerten an das hypnotische Muster auf dem Altarstein. Das Antlitz darauf stellte eine Art Teufels- oder Dämonenfratze dar, die auf morbide Art nicht einmal abstoßend war. Über der Nasenwurzel war ein großes, verschlungenes »H« eingraviert. Das einzige, was vom wirklichen Gesicht des Mannes sichtbar war, waren die Augen.

Augen, die Gwenda durch ein paar kleiner, schräggestellter und an Katzenaugen erinnernder Sehschlitze anstarrten. Augen, die in einem seltsamen, unirdischen und gleichermaßen grauenerregenden wie faszinierenden Feuer zu lodern scheinen.

»Ihr seid bereit?«

Die Stimme des Mannes klang seltsam. Die Metallmaske verzerrte sie und obwohl der Mann leise sprach, erreichten seine Worte jeden winzigen Winkel des Raumes.

»Wir sind bereit«, murmelte Jim. Auf seinem Gesicht stand ein unterwürfiger, ergebener Ausdruck.

Der Unheimliche hob die Hände, hakte die Daumen unter den Rand der Silbermaske und sah Gwenda durchdringend an.

»Sieh mich an.«

Gwenda stöhnte. Auf ihrer Stirn erschien feiner, kalter Schweiß, und ihre Hände ballten sich in hilfloser Angst zu Fäusten. Sie wußte, *wußte* einfach, daß irgend etwas Schreckliches mit ihr geschehen würde, wenn sie das Gesicht hinter der Maske ansah. Sie würde so werden wie Jim, wie die anderen…

Mit einer Willenskraft, die sie sich selbst schon nicht mehr zugetraut hatte, schaffte sie es, den Blick von der Silbermaske zu nehmen.

Ein halb erstauntes, halb unwilliges Murren ging durch die Reihen der Männer.

»Sieh mich an!«

Sie wollte nicht. Alles in ihr drängte, schrie danach, dem suggestiven Klang der Stimme zu folgen, aber irgendwie brachte sie es fertig, weiter stur zu Boden zu starren und dem Blick dieser kalten, unmenschlichen Augen auszuweichen.

»*Sieh mich an!*«

Es ging nicht mehr. Ihre Nackenmuskeln verkrampften sich. Eine stählerne, unbarmherzige Faust schien ihren Kopf zu packen und ihn langsam, Millimeter für Millimeter, nach oben zu zwingen.

Der Mann bewegte die Hände. Die Maske glitt nach oben.

Das Gesicht. (Gesicht?)

Augen, die nicht mehr menschlich waren. Das Gesicht eines Mannes; jung, ebenmäßig und fast schmerzhaft schön.

Ein schmallippiger, dünner Mund, der zu einem zeitlosen Lächeln erstarrt schien. Eine dünne, griechische Nase, schmale Augenbrauen, beinahe zu ebenmäßig, um noch männlich zu wirken…

In dem winzigen, nicht mehr meßbaren Augenblick, in dem Gwenda über die Klippe des Wahnsinns torkelte und den Sturz in den tiefen Abgrund des Vergessens begann, fragte sie sich, was an diesem Gesicht eigentlich so grausam war. *Was* daran war, das einen Menschen in den Wahnsinn und darüber hinaus trieb, *warum* dieser Anblick ihre geistige Stabilität wie ein Hammerschlag traf und zerschmetterte.

MEDUSA.

Der Gedanke stand klar und plastisch in ihrem Bewußtsein. Eine männliche Medusa, zeitversetztes Spiegelbild des absoluten Grauens.

Sie haben sich geirrt, dachte sie. *Alle Geschichtsschreiber und Dichter haben sich geirrt. Gott, und wie sie sich geirrt haben!*

Aber der Gedanke kam zu spät. Sie glitt hinab in den tiefen, dunklen Abgrund des Vergessens…

***

Mike Hunter stellte den Koffer ab, sah fast wehleidig zu den verwaisten Parkbuchten vor dem Inlands-Terminal hinüber und schloß seufzend die Augen. Natürlich war kein Taxi da – wie immer, wenn man einen Wagen wirklich brauchte. Und der Gedanke, zu Fuß zum International-Terminal hinüberzulaufen, nur um dort vielleicht auch vor einem leeren Parkplatz zu stehen, erschien ihm nicht sehr verlockend. Nach allem, was er an diesem Tag erlebt hatte – ein Flug, bei dem selbst einem hartgesottenen Seemann übel geworden wäre, Ärger mit einem übereifrigen Zollbeamten, dem die chinesischen Stempel in seinem Paß spanisch vorgekommen waren, und dann eine fast dreistündige Verspätung der Anschlußmaschine, mit der er von London nach Edinburgh weitergeflogen war – war sein Bedarf an Aufregung eigentlich gedeckt. Und das fehlende Taxi setzte dem Tag die Krone auf.

Mike dachte kurz an seinen Aufenthalt im Lande der aufgehenden Sonne zurück. Jetzt, mit einem Abstand von zwei Tagen und fast zehntausend Meilen, kam ihm das, was er erlebt hatte, fast unwirklich vor. Aber es war real genug gewesen. Er war wieder einmal knapp genug am Tod oder vielleicht Schlimmerem vorbeigegangen.

Aber selbst daran gewöhnte man sich wohl mit der Zeit, dachte er sarkastisch. Wahrscheinlich würde er ein ganz normales, langweiliges Leben gar nicht mehr ertragen.

Er schlug den Mantelkragen hoch, zog die Schultern zusammen und vergrub die Hände in den Taschen. Er hatte fast vierundzwanzig

Stunden in einer klimatisierten Flugzeugkabine beziehungsweise im Flughafengebäude von London verbracht, und der kühle Wind, der hier in Schottland praktisch ununterbrochen wehte, kam ihm ungewohnt eisig vor. Sein Blick wanderte wieder zu den verwaisten Parkbuchten. Es war eigentlich ungewöhnlich, um diese Tageszeit kein Taxi hier vorzufinden. Aber er würde eben warten. Früher oder später würde schon ein Wagen auftauchen.

Das Quietschen von Reifen und anschließendes wütendes Hupen ließen Mike herumfahren. Ein flacher, hellroter Porsche war von der Hauptstraße abgebogen, hatte in einem halsbrecherischen Manöver die Gegenfahrbahn überquert und schoß nun mit aufbrüllendem Motor auf das Flughafengebäude zu.

Mike schüttelte mißbilligend den Kopf. Er fuhr selbst gerne schnell und manchmal riskant, aber er war der Meinung, daß ein Hundertachtzig-PS-Geschoß wie ein Porsche nicht in die Hände eines Fahrers gehörte, der nicht damit umgehen konnte. Es gab kaum eine sicherere Methode, sich umzubringen.

Der Wagen radierte mit singenden Reifen um die Kurve, preschte an den Taxiständen vorbei und schoß schließlich mit auf brüllendem Motor direkt auf Mike zu. Die teils wütenden, teils mitleidigen Blicke, die dem Wagen folgten, schienen den Fahrer nicht sonderlich zu stören.

Mike trat unwillkürlich einen halben Schritt von der Bordsteinkante zurück, als der Wagen auf ihn zupreschte. Für einen Moment sah es fast so aus, als beabsichtige der Fahrer allen Ernstes, Mike geradewegs über den Haufen zu fahren. Dann kreischten die Bremsen auf, der Wagen ging in die Knie und rutschte mit blockierenden Reifen an Mike vorbei. Die Bremslichter flackerten, flammten grell auf und erloschen, als der Fahrer brutal den Rückwärtsgang hineinwarf und zurücksetzte.

Mike verfolgte das Manöver verblüfft. Er hatte bisher viel zu konzentriert auf die Kamikaze-Technik des Fahrers geachtet, um sich den Wagen genau anzusehen. Aber…

»Hallo, Mike!«

Die Beifahrertür des Wagens wurde aufgestoßen, und ein schmales, von dunklem Haar eingerahmtes Gesicht lächelte Mike an. »Ich dachte schon, ich hätte Sie verpaßt!«

Mike schluckte überrascht. »Claire…«

Der Motor erlosch mit einem letzten, kraftvollen Aufbrüllen, dann wurde die Fahrertür aufgestoßen, und Claire Palmer kam mit schnellen, trippelnden Schritten um den Wagen herum.

»Ich dachte wirklich, ich würde Sie verpassen«, erklärte sie noch einmal. »Aber es hat ja noch einmal geklappt.«

»Es… es war kein Taxi da«, antwortete Mike automatisch.

Claire lächelte. »Wie praktisch. Manchmal haben eben auch die unangenehmen Dinge des Lebens ihre guten Seiten. Ist das alles, was Sie an Gepäck haben?« Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf Mikes Koffer und stemmte gleichzeitig die Kofferraumhaube des Porsche hoch.

»Das ist alles. Aber… wie … kommen Sie hierher?« fragte Mike stockend. Er wußte immer noch nicht, ob er nun wütend sein oder lachen sollte.

»Damona hat mich angerufen«, erwiderte Claire, ohne Mike anzusehen. »Ich wäre sowieso heute zurückgefahren, so daß es sich anbot, Sie mitzunehmen. Aber ich bin in einen Stau geraten. Ich hatte Angst, Sie zu verpassen.«

Mike wuchtete seinen Koffer in den Kofferraum und schlug die Haube zu.

»Fahren Sie immer so?« fragte er leise.

Claire lächelte unschuldig. »Nur, wenn ich es eilig habe«, entgegnete sie. »Aber ich muß zugeben, daß es Spaß macht, mit dem Porsche zu fahren. Ein phantastisches Auto.«

Mike verzog das Gesicht. »Ich hatte den Eindruck, als ob sämtliche Dämonen der Hölle hinter Ihnen her waren.«

»Das vielleicht nicht, aber ein Verkehrspolizist, glaube ich«, sagte Claire. Sie ging um den Wagen herum, setzte sich hinters Steuer und ließ den Motor an. »Fahren wir lieber. Die Burschen sind manchmal recht hartnäckig.«

Mike rührte sich nicht von der Stelle. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich fahre?«

Claire runzelte die Stirn. »Im Prinzip nicht. Aber Sie müssen furchtbar müde von der Reise sein.« Sie lächelte unschuldig. »Ich gelobe Besserung. Ich werde nicht über siebzig fahren.«

Mike zögerte immer noch.

»Seien Sie kein Spielverderber, Mike«, sagte Claire. »Für Sie ist es vielleicht alltäglich, einen Porsche zu fahren, aber…«

Mike verstand. Die kindliche Freude, die es Claire bereitete, allein hinter dem Steuer zu sitzen, war unübersehbar. Er nickte ergeben, ließ sich auf den Beifahrersitz fallen und zog die Tür hinter sich zu.

Claire legte den Gang ein und fuhr los.

»Wie war es in China?«

Mike zuckte die Achseln. »Aufregend. In jeder Beziehung.«

»Gefährlich?«

Mike überlegte einen Moment, ob er ihr von seinem Abenteuer mit dem Taschi-Lin, dem Seelenfresser, erzählen sollte, entschied sich aber dann dagegen. Claire und Thomas waren zwar schon etwas wie Familienmitglieder geworden, aber Mike schreckte immer noch davor zurück, sie ganz in ihr aufregendes Leben einzuweihen. Das hatte

nichts mit Mißtrauen zu tun. Aber es widerstrebte Mike einfach, Unbeteiligte in seinen Kampf gegen die Mächte der Finsternis hineinzuziehen. Asmodis Dämonen waren nicht sehr wählerisch.

Und es war ihnen herzlich egal, ob sie einen Unschuldigen oder einen aus der Reihe ihrer Gegner erwischten.

»Es ist in jeder Beziehung ein aufregendes Land«, antwortete er ausweichend. »Nur schade, daß es so schwer ist, dorthin zu kommen. Aber meine Reise war jedenfalls erfolgreich.«

»Sie haben Ihrem Freund helfen können?«

Mike nickte. »Ja. Hat Damona davon erzählt?«

»Nicht viel«, antwortete Claire, ohne den Blick von der Straße zu nehmen. »Nur, daß ein alter Studienfreund von Ihnen in Schwierigkeiten war. War es schlimm?«

»Für ihn schon. Aber jetzt ist alles wieder in Ordnung. Er wird in ein paar Tagen nachkommen. Vielleicht besucht er uns sogar auf Kings Castle. Das heißt, wenn er die Zeit dazu findet.« Er lachte.

»Hemingford gehört zu den Menschen, die nur leben können, wenn sie bis über beide Ohren in Arbeit und Terminen stecken.«

»Ich hoffe, er kommt«, sagte Claire. »Er muß mir unbedingt von China erzählen. Haben Sie Bilder gemacht?«

Mike schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht zum Fotografieren gekommen. Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich auch gar nicht daran gedacht.«

Sie hatten das Stadtgebiet mittlerweile verlassen. Claire sah auf die Uhr im Armaturenbrett, lenkte den Porsche auf die Auffahrt zum Highway hinauf und gab Gas. Der Wagen machte einen spürbaren Satz. Die Tachometernadel sprang von fünfzig auf siebzig Meilen, dann auf achtzig, neunzig.

»Haben Sie es eilig?« fragte Mike.

Claire sah kurz auf, lächelte und konzentrierte sich dann wieder auf die Steuerung, ohne auf seine Frage zu antworten. Sie beschleunigte immer noch. Die Tachometernadel näherte sich der Hundert-Meilen-Marke. Die Landschaft huschte rechts und links an ihnen vorüber. Der Highway schien zu einem grauen, verschwommenen Asphaltband zu werden, der mit halsbrecherischer Geschwindigkeit unter dem Porsche wegsackte. Mike begann sich unbehaglich zu fühlen. Die Straße war fast leer. Die wenigen Wagen, die außer ihnen nach Norden fuhren, stellten keine ernstzunehmende Gefahr dar. Claire fuhr trotz der wahnwitzigen Geschwindigkeit ruhig und sicher. Aber es gab – ganz abgesehen davon, daß sie ihren Führerschein in den Papierkorb werfen konnte, wenn sie bei dieser Geschwindigkeit von der Polizei erwischt wurde – einfach keinen Grund, so schnell zu fahren. Es spielte keine Rolle, ob sie Kings Castle eine halbe Stunde früher oder später erreichten.

Mike schüttelte mißbilligend den Kopf. »Claire!«

»Was?«

Mike seufzte. »Fahren Sie nicht so schnell«, sagte er sanft. »Ich möchte gerne lebend ankommen. Wirklich.«

Claire lächelte. Aber irgendwie fehlte ihrem Lächeln jede Spur von Wärme oder Humor.

»Ihnen wird nichts geschehen, Mike.«

»Das weiß ich. Aber ich möchte trotzdem nicht, daß sie so schnell fahren.«

Statt einer Antwort trat Claire das Gaspedal bis zum Boden durch.

Der Wagen ruckte abermals an. Mike wurde von der Beschleunigung in den Sitz gepreßt und rang einen Augenblick lang keuchend nach Atem.

Die Tachometernadel kletterte auf hundertzehn. Und der Wagen beschleunigte weiter.

***

Damona sah nervös auf ihre Armbanduhr, seufzte und setzte sich schließlich widerstrebend in den gemütlichen Ledersessel neben dem Kamin. Durch das weit offenstehende Fenster hatte sie einen Ausblick über den Burghof und die Straße. Und eigentlich tat sie seit zwei Stunden nichts anderes als dazusitzen und den gewundenen Weg anzustarren, der von Marnockfearn nach Kings Castle hinaufführte.

Im Grunde war ihre Nervosität überflüssig. Mike hätte längst hier sein müssen, aber es gab tausend einleuchtende Gründe für seine Verspätung – angefangen von einer banalen Verkehrsstauung bis zu einer Verspätung seiner Anschlußmaschine. Er würde schon kommen.

Sie stand auf, trat ans Fenster und atmete tief ein. Die frische, sauerstoffhaltige Luft tat gut, und wenn sie die Augen schloß und auf das Geräusch der Vögel lauschte, die in den Räumen vor dem Schloß lärmten, konnte sie sich für einen winzigen Moment einbilden, in einer heilen, friedlichen Welt zu leben.

Aber dem war nicht so. Selbst hier, in der Sicherheit der jahrhundertealten Mauern von Kings Castle, konnte sie manchmal den Atem des Bösen spüren. Im Augenblick schien so etwas wie ein Waffenstillstand eingetreten zu sein. Nachdem der Ghoulkönig geschlagen war und Bastarda eine weitere Niederlage hatte hinnehmen müssen, schienen sich die Mächte der Finsternis – wenigstens für eine Weile – zurückgezogen zu haben, um ihre Wunden zu lecken. Aber Damona wußte aus schmerzlicher Erfahrung, daß diese scheinbare Ruhe nur zu oft täuschte. Weder Asmodis noch Bastarda waren Gegner, die eine Niederlage so ohne weiteres hinnahmen.

Wenn sie sich für den Augenblick zurückgezogen hatten, dann

höchstens, um eine neue Teufelei auszubrüten.

Damona öffnete die Augen, starrte über die Burgmauer hinweg und versuchte, die bedrückenden Gedanken aus ihrem Kopf zu verjagen. Es ging nicht. Sie hatte zu lange ihren einsamen Kampf gekämpft, zu viele Niederlagen einstecken, zu viele Siege davontragen und hinterher einsehen müssen, daß das Böse eher noch stärker geworden war, als daß sie jetzt so einfach in die Rolle eines ganz normalen Menschen schlüpfen konnte.

Depressionen? Sie dachte einen Moment lang über das Wort nach.

Es war sicher falsch – das, was in letzter Zeit in ihr vorging, war etwas ganz anderes – aber die Wirkung war die gleiche. Manchmal war sie nahe daran, aufzugeben. Dieser ständige Kampf, das ständige Anrennen gegen eine Mauer des Bösen, die nach jedem Sturm stärker und höher zu sein schien als zuvor, zehrte an ihren Kräften.

Selbst einem Menschen mit ihrer geistigen Stabilität machte es auf die Dauer zu schaffen, in dem Wissen zu leben, niemals siegen zu können. Zu Anfang hatte sie sich eingeredet, diesen Kampf – die immerwährende Schlacht gegen das Böse, – vielleicht eines Tages gewinnen zu können. Aber das konnte sie nicht. Niemand konnte das.

Das Böse existierte so lange auf der Welt, wie der Mensch existierte.

Und es gab keine Möglichkeit, es endgültig zu besiegen. Ihr eigenes Erlebnis mit ihrem negativen Ich hatte ihr deutlich vor Augen geführt, wie dünn die Wand war, die den normalen Menschen vom Bösen trennte, wie wenig dazugehörte, endgültig auf die negative Seite dieses immerwährenden Kampfes abzugleiten. Und sie hatte auch endgültig begreifen müssen, daß sie trotz allem nur ein winzig kleiner Stein in diesem Spiel war. Sie, Mike, Thomas – selbst Asmodis und Bastarda stellten nur Spielfiguren von Mächtigeren dar, Bauern in einem Schachspiel, dessen Regeln von einer weitaus gigantischeren Macht bestimmt wurden.

Sie seufzte, trat vom Fenster zurück und schloß die beiden Flügel.

Es war kühl geworden. Sie fröstelte, zog die Schultern zusammen und ging zum Kamin zurück. Vielleicht war sie nur zu lange allein gewesen. Kings Castle war schon immer ein stiller Ort gewesen, aber seit Mike fort war, schien das Gemäuer wie ausgestorben. Sicher würde sich auch ihr Zustand bessern, wenn Mike erst einmal zurück war.

Sie verließ die Bibliothek und ging die Treppe hinauf, um nach Thomas zu sehen.

Vor seiner Tür traf sie Henry.

»Wie geht es ihm?«

Der Butler zuckte unmerklich zusammen. Ein bestürzter, fast schuldbewußter Ausdruck huschte über sein Gesicht, dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

»Er schläft«, sagte er. »Ich würde ihn jetzt nicht stören. Die Ruhe scheint ihm gutzutun.«

Damona nickte. »Er schläft schon sehr lange.«

»Er hat viel aufzuholen.« Henry räusperte sich verlegen. »Sie… sollten sich auch ein paar Stunden hinlegen, Miß King«, sagte er.

»Sie sehen nicht gut aus.«

»Danke für das Kompliment, Henry.«

Henry schüttelte traurig den Kopf. »Ich meine es ernst. Sie haben genausoviel mitgemacht wie er. Sie sollten sich ausruhen.«

»Ich warte auf Mike. Er muß jeden Augenblick ankommen.«

Henry blieb stur. »Ich wecke Sie gerne, sowie er kommt. Soll ich Ihnen die Couch in der Bibliothek richten?«

»Das ist nett, aber…«

»Dann trinken Sie wenigstens einen Tee«, sagte Henry fast hastig.

»Ich mache ihn Ihnen gerne.« Er ging einen Schritt auf Damona zu, drehte sie fast gewaltsam um und schob sie vor sich die Treppe hinunter und in die Bibliothek.

»Es dauert nur fünf Minuten, Miß King.«

Damona wartete, bis Henrys Schritte auf dem Flur verklungen waren, ehe sie vorsichtig die Tür öffnete und die Bibliothek wieder verließ. Sie war ein solches Benehmen von Henry ganz und gar nicht gewohnt. Es war nicht seine Art. Er konnte zwar manchmal recht ruppig werden, und es gab Tage, an denen er sich ihr gegenüber eher wie ein Vater als wie ein Dienstbote benahm – aber er tat es anders. Damona mußte plötzlich wieder an die kurze Szene vom Vormittag denken. Henry benahm sich schon den ganzen Tag über seltsam.

Sie zog die Tür lautlos hinter sich ins Schloß, blieb einen Moment lang lauschend stehen und schlich dann auf Zehenspitzen die Treppe hoch. Vor Thomas' Tür zögerte sie unwillkürlich. Logisch betrachtet, benahm sie sich albern. Es gab absolut keinen Grund für sie, in ihrem eigenen Haus herumzuschleichen. Und doch… Irgend etwas war da, das sie störte, ein Gefühl, vielleicht eine Reihe nur unterbewußt aufgenommener Eindrücke, die in Ihrem Inneren eine Alarmsirene anschlagen ließen.

Sie drückte die Klinke herunter und schob die Tür einen Spaltbreit auf. Helles Sonnenlicht und ein seltsamer, fremdartiger Geruch strömte ihr entgegen. Sie runzelte die Stirn, schob die Tür vollends auf und trat mit einem energischen Schritt in das Zimmer.

Das Bett war leer.

Damona starrte einen Moment lang verblüfft auf die zurückgeschlagene Bettdecke und die weit offenstehenden Fensterflügel.

Thomas Warner hatte das Zimmer verlassen. Und so, wie es auf den ersten Blick aussah, mußte er durchs Fenster gestiegen sein.

Damona ging zum Fenster und beugte sich hinaus. Das Zimmer lag im zweiten Stockwerk des Wohngebäudes, mehr als zehn Meter über dem Boden. Aber es gab einen schmalen Sims, auf dem ein geschickter Kletterer ohne große Gefahr bis zum Dach des angrenzenden Stallgebäudes gelangen konnte. Für einen kräftigen jungen Mann wie Thomas sicherlich kein Problem.

Aber warum?

Warum sollte er das Haus verlassen wollen, ohne daß sie es merkte?

Und warum hatte Henry sie belogen?

Sie eilte zum Bett zurück und tastete prüfend über das zerknautschte Laken. Es war kalt. Thomas war schon nicht mehr im Zimmer gewesen, als Henry herausgekommen war.

Die Sache begann immer rätselhafter zu werden.

Sie blieb einen Moment lang unschlüssig im Zimmer stehen, ehe sie wieder hinaus auf den Korridor trat und langsam die Treppe hinunterstieg. Allmählich begann ein schrecklicher Verdacht in ihr Gestalt zu gewinnen.

***

ER spürte, wie seine Macht wuchs. Sein Bewußtsein war noch frisch, unverbraucht und leer wie das eines Neugeborenen, und er spürte die ungeheuren Kräfte, die in ihm schlummerten, mehr, als daß er sie wirklich beherrschte. Aber es war nicht mehr lange bis dahin. Die wichtigste Bedingung war bereits erfüllt. Der Bund der Dreizehn war geschlossen, und die Energien, die in diesen dreizehn Gehirnen ruhten, würden seine Macht noch weiter festigen. Aber ER spürte auch die Gefahr, in der er schwebte.

Trotz der ungeheuren Macht, über die er verfügte, war er verwundbar.

Was er brauchte, war Zeit. Zeit, um seine Macht zu festigen. Zeit, um die monströsen Kräfte, die sein Gehirn entfesseln konnte, beherrschen und lenken zu können.

Und ER spürte auch, daß es nur zwei Menschen gab, die ihm gefährlich werden konnten.

MEDUSAS BRUDER begann zu handeln…

***

Der Gesang verstummte für einen Moment. Eine seltsame, überirdische Spannung schien sich in dem unterirdischen Gewölbe auszubreiten, das Gefühl, als ob etwas Unsichtbares, Mächtiges und unbeschreiblich Böses den Raum betreten hatte. Die Fackeln flackerten.

Die Flammen sackten für einen Moment in sich zusammen, drohten auszugehen und flammten dann mit neuer Wut auf, heller und heißer, als es normale Fackeln eigentlich konnten.

»Der Bund der Dreizehn ist geschlossen«, sagte der Maskenträger.

Seine Stimme klang verzerrt und dumpf; das flackernde Licht ließ die

Metallmaske vor seinem Gesicht aufblitzen, so daß der Eindruck entstand, die metallenen Gesichtszüge würden sich bewegen.

»Der Bund der Dreizehn ist geschlossen«, sagte er noch einmal.

»Nun laßt uns handeln. Lest aus dem *Buch Hades*!«

Gwenda fröstelte. Sie hatte aufgehört, sich zu wehren. Ihr Körper war gelähmt, und ihr Geist schien einem fremden, stärkeren Willen erlegen zu sein. Und trotzdem konnte sie alles hören und sehen, was um sie herum vorging. Es war, als hätte sich ein mächtigerer Wille wie ein unsichtbarer, böser Parasit in ihrem Gehirn eingenistet und das Kommando über ihren Körper übernommen, ohne die wirkliche Gwenda zu zerstören. Ihr Bewußtsein war zu einem Gefangenen in ihrem eigenen Körper geworden, gefesselt, zurückgedrängt in eine winzige Ecke ihres Gehirns, nur noch Beobachter, nicht mehr Herr.

»Kniet nieder!« dröhnte der Unheimliche.

Sie gehorchten. Für einen Moment wir das Scharren von Füßen und das Prasseln der Flammen das einzige Geräusch in der Gruft, dann begann einer der Männer mit dunkler, sonorer Stimme zu lesen.

Gwenda verstand die Worte. Aber sie spürte, daß diese fremdartigen, bizarren Silben, die kaum für menschliche Stimmbänder gedacht zu sein schienen, irgend etwas in ihr anrührten, etwas, von deren Existenz sie bisher noch nicht einmal gewußt hatte.

Ein seltsamer, klagender Ton ließ die Luft erzittern. Gwenda hob unter Aufbietung aller Kraft den Kopf und sah zu dem Unheimlichen hinüber. Hinter dem mächtigen Altarblock wirkte seine Gestalt seltsam klein und verloren. Und trotzdem reichte allein der Anblick, um der jungen Frau einen eisigen Schauer über den Rücken zu jagen. Die Metallmaske schien unter einem geheimnisvollen inneren Feuer zu glühen. Das große, verschlungene »H« zwischen den schmalen Augenschlitzen vibrierte, wand sich wie ein lebendes Wesen. Die Luft hinter dem Unheimlichen begann zu flimmern. Für einen kurzen, grauenhaften Augenblick glaubte Gwenda eine gräßlich verzerrte Gestalt zu erkennen, dann flammte eine intensive Helligkeit auf, die ihr die Tränen in die Augen trieb und sie zwang, den Kopf zu senken.

Ein angstvolles Aufstöhnen ging durch die Menge.

»*Ihr seid bereit?*«

Es war keine Stimme, nicht einmal Worte, sondern etwas, das sich wie ein glühendes Eisen direkt in ihr Gehirn brannte.

»Wir sind bereit«, antwortete der Maskenträger. »Der Bund der Dreizehn ist geschlossen. Wir erwarten Deine Befehle, Herr!«

Einen winzigen Moment lang schwieg die Gestalt hinter dem Lichtschirm.

»*Ihr wißt, was zu tun ist*«, fuhr die grausame Stimme fort. »*Bereitet den Ritus der Ankunft vor. Die Sechs Mächtigen erwarten eure Dienste.*«

Wieder geschah eine endlose Zeit lang gar nichts. Dann, von einer

Sekunde auf die andere, verschwand die Gestalt.

»Ihr habt die Befehle des Herrn gehört«, sagte der Hades-Priester.

»Geht! Der Ritus der Ankunft muß vollzogen werden.«

Gwenda stand auf. Neben ihr erhoben sich die anderen. Ihre Bewegungen wirkten hölzern und mühsam, fast, als wären es keine lebenden Menschen, sondern lebensgroße Marionetten, an deren Fäden ein unsichtbarer Spieler zog.

Gwenda drehte sich um, zögerte einen Moment und schlurfte dann mit gesenkten Schultern zur Tür. Es war, als wüßte ihr Körper von selbst, was zu tun war.

»Gwenda!«

Die Stimme ließ sie erstarren. Sie blieb stehen, ballte hilflos die Fäuste und drehte sich dann erneut um, während die anderen hinter ihr den Raum verließen.

Der Unheimliche wartete, bis auch der Letzte gegangen war. Die Tür fiel mit einem seltsam dumpfen Laut ins Schloß.

»Komm her!«

Gwendas Füße setzten sich wie von selbst in Bewegung. Sie ging zum Altar zurück, blieb stehen und versuchte verzweifelt, den bohrenden Blicken des Ungeheuers auszuweichen. Es ging nicht.

»Komm zu mir, Gwenda«, sagte der Mann. Seine Stimme klang jetzt nicht mehr ganz so unheimlich dumpf, sondern fast menschlich. Er kam mit schnellen, energischen Schritten um den Altarstein herum, nahm Gwenda am Arm und zog sie mit sich zu einer der schmalen Nischen, die in regelmäßigen Abständen in die Wände eingelassen waren. Es waren dreizehn.

»Setz dich!«

Sie gehorchte. Die seltsame Lähmung, die von ihr Besitz ergriffen hatte, verschwand allmählich, aber sie war noch immer unfähig, sich aus eigener Kraft zu rühren.

Der Mann ließ ihren Arm los, trat einen Schritt zurück und nahm mit einer blitzschnellen Bewegung die Maske herunter.

Obwohl Gwenda auf den Anblick gefaßt gewesen war, traf sie das Bild wie ein Schlag.

Das Gesicht hatte sich nicht verändert, aber die Wirkung auf sie war anders, ganz, ganz anders als zuvor. Hatte der Anblick sie zuvor fast in den Wahnsinn getrieben, ließ er ihre geistige Stabilität diesmal unberührt. Aber sie spürte, wie ihr Körper allmählich zu erstarren begann. Es war, als kröche eine seltsame, fremdartige Kälte langsam aus den Tiefen ihrer Seele empor, ein Gefühl, als erstarre ihr Körper langsam und unbarmherzig zu Eis.

»Wehr dich nicht, Gwenda. Es ist sinnlos. Schlaf jetzt. Schlaf einfach ein…«

Irgend etwas geschah in ihr. Sie hatte das Gefühl, als ob sich in ihrem

Geist eine Schleuse öffnete, eine Barriere fiele, über die ihre Kraft, ihre Lebensenergie zu dem Unheimlichen hinüberfloß. Sie versuchte den Arm zu heben, aber auch das ging nicht. Ihre Glieder waren mit einem Mal schwer wie Blei. Ihre Nackenmuskeln verkrampften sich. Eine gigantische Hand schien ihren Körper zusammenzupressen. Sie bekam keine Luft mehr. Ihr Puls hämmerte schwer, mühsam, so, als müsse das Herz gegen einen fürchterlichen Widerstand ankämpfen.

Gwendas Kopf sank haltlos herab. Ihr eigener Körper kam ihr mit einem Mal fürchterlich schwer und drückend vor, eine Zentnerlast, die allmählich das Leben aus sich selbst herausquetschte.

Kurz bevor der Druck auf ihre Lider unerträglich wurde, sah sie ihre eigene Hand. Eine schmale, glitzernde, zu bizarrer Perversion erstarrte Hand. Aber der Tod saß schon zu tief in ihr, als daß sie noch erschrecken konnte.

Sie sah nicht mehr, wie der Unheimliche langsam zurücktrat und die Maske wieder vor das Gesicht schob. Das Leuchten seiner Augen war stärker geworden.

***

»Claire! Hören Sie auf!«

Mike mußte brüllen, um das Geräusch des überdrehten Motors zu übertreffen. Der Porsche schoß mit irrsinniger Geschwindigkeit über den Highway. Die Landschaft war längst zu einem verschwommenen Farbkonglomerat rechts und links der Fahrbahn geworden, und vor wenigen Minuten war ein Polizeimotorrad mit heulender Sirene hinter ihnen zurückgefallen. Die Tachometernadel hatte die hundertfünfunddreißig-Meilen-Marke erreicht.

»Hören Sie auf!« brüllte Mike noch einmal. »Wollen Sie uns umbringen?«

Aber seine Worte verfehlten jede Wirkung. Claire schien sie nicht einmal zu hören. Ihr Blick war starr geradeaus gerichtet, und ihre Finger umklammerten das Lenkrad so fest, daß Mike fast Angst hatte, es würde unter ihrem Druck zerbrechen. Feiner, glitzernder Schweiß benetzte ihre Stirn. Mike begriff einfach nicht, was in die junge Frau gefahren war. Selbst der Porsche war derartigen Geschwindigkeiten auf die Dauer nicht gewachsen. Das winzigste Hindernis, die kleinste Unaufmerksamkeit würde den sicheren Tod für sie beide bedeuten. Und vielleicht auch für andere.

Mike begriff, daß mit Worten hier nichts mehr zu bewirken war.

Er löste den Sicherheitsgurt, beugte sich hinüber und griff nach dem Zündschlüssel. Aber er hatte Claire unterschätzt.

Ihr Fuß hämmerte auf die Bremse. Ein fürchterlicher Schlag ging durch den Wagen, riß Mike aus dem Sitz und schmetterte ihn gegen die Windschutzscheibe.

Der Anprall betäubte ihn fast. Er sackte in seinen Sitz zurück, kämpfte gegen die dröhnenden Schmerzen an und hob mühsam die Hand. An seinen Fingerspitzen klebte Blut, als er die Hand zurückzog.

»Versuchen Sie das nicht noch einmal«, sagte Claire ruhig. »Wir sind ein bißchen zu schnell für solche Scherze.«

Mike stemmte sich mühsam hoch. Vor seinen Augen tanzten immer noch bunte Sterne, und die Windschutzscheibe wies dort, wo er mit der Stirn dagegengeprallt war, einen häßlichen Blutfleck auf.

»Seien Sie vernünftig, Claire«, sagte Mike mühsam. »Sie bringen uns um!«

Claire Palmer lachte hart auf, riß den Wagen mit einem halsbrecherischen Manöver auf die linke Spur und preschte an einem langsameren Fahrzeug vorbei.

Mike erhaschte einen kurzen Blick auf das Gesicht des Fahrers.

Der Mann schrak zusammen, verriß die Lenkung und hatte alle Mühe, den Wagen nicht gegen die Leitplanke zu fahren.

»Bleiben Sie ruhig, Mike, dann passiert Ihnen nichts«, sagte Claire.

»Ruhig bleiben?« ächzte Mike. »Sie werden uns geradewegs in den nächsten Wagen rammen, wenn Sie so weitermachen!«

Claire zuckte gleichmütig mit den Achseln. »Möglich. Riskieren wir es.«

Mike stöhnte. Er verstand einfach nicht, was in Claire Palmer vorging. Die junge Frau war sonst eher schüchtern und ruhig. Und jeder Idiot mußte einsehen, daß das, was sie trieb, eine ziemlich sichere Methode war, Selbstmord zu begehen.

»Irgendwann müssen Sie anhalten, Claire«, sagte Mike mit erzwungener Ruhe. »Und wenn Sie dann keine verdammt gute Erklärung für ihr Verhalten haben…«

Er brach ab, als sich ein dünnes, auf- und abschwellendes Wimmern in das Kreischen des Motors mischte. Das Geräusch wurde lauter. Mike sah in den Rückspiegel. Hinter dem Wagen war ein greller, runder Lichtpunkt aufgetaucht, der langsam, aber beständig näher kam. Ein unangenehmes Gefühl begann sich in Mikes Magengegend auszubreiten.

»Polizei«, sagte er leise.

Claire nickte. »Ich weiß«, antwortete sie, ohne die Miene zu verziehen. »Und?«

»Sie sollten anhalten. Vielleicht kommen Sie mit einer Geldstrafe davon, wenn Sie vernünftig sind. Und wenn Sie eine einleuchtende Erklärung haben, helfe ich Ihnen.«

Claire reagierte nicht, aber Mike sah, daß sie jetzt schneller atmete.

Ihre Finger streichelten nervös das Lenkrad.

Aber sie trat das Gaspedal erbarmungslos nieder.

»Es ist sinnlos«, sagte Mike. »Er ist schneller als wir.«

»Das ist unmöglich«, sagte Claire. »So schnelle Maschinen haben sie nicht.« Ihre Stimme klang gepreßt, aber sie schien nicht bereit zu sein, sich den Realitäten zu stellen und aufzugeben. Im Gegenteil – sie drückte das Gaspedal noch weiter durch. Der Motor heulte gequält auf, und der Zeiger des Drehzahlmessers sprang mit einem Satz in den roten Bereich. Es stank plötzlich nach heißem Öl und Gummi. Aber der Wagen wurde nicht schneller. Offensichtlich hatte der Porsche die Grenze seiner Leistungsfähigkeit erreicht.

Mike sah nervös in den Rückspiegel, griff nach dem Sicherheitsgurt und ließ den Verschluß einrasten. »Wenigstens erfahre ich auf diese Methode einmal, wieviel die Kiste wirklich bringt«, seufzte er.

Aber seine Stimme schwankte, und seine Finger zitterten so stark, daß er Mühe hatte, sich anzuschnallen. Er war nicht halb so ruhig, wie er gerne gewesen wäre. Er hatte Angst. Im Grunde war es ein Wunder, daß sie es bis hierher geschafft hatten.

Das Polizeimotorrad holte unbarmherzig auf. Zwei, höchstens drei Minuten, und es mußte sie eingeholt haben.

Claire schien seine Gedanken zu lesen. »Mal sehen, wessen Maschine zuerst aufgibt«, sagte sie gleichmütig.

Der Porsche schien nur auf dieses Stichwort gewartet zu haben.

Die Zeiger für Drehzahl und Öldruck begannen plötzlich wild zu tanzen. Ein harter Ruck fuhr durch die Karosserie, und auf dem Armaturenbrett begann eine ganze Batterie roter Warnlampen zu leuchten. Claire fluchte, kämpfte mit der bockenden Steuerung und versuchte verzweifelt, den Wagen in der Spur zu halten. Aber die Geschwindigkeit war immer noch zu hoch. Der Wagen begann zu schlingern, rutschte mit kreischenden Reifen quer über die Fahrbahn und krachte dann mit fürchterlicher Wucht gegen die Leitplanke.

Es ging alles unglaublich schnell. Metall kreischte, verbog sich und wurde funkensprühend abgerissen. Die Windschutzscheibe verwandelte sich in ein Spinnennetz aus Millionen und Abermillionen feinverästelter Risse. Wie in einer Zeitlupenaufnahme sah Mike, wie der Porsche von der Leitplanke abprallte, sich wie ein irrsinnig gewordener Kreisel drehte und gegen die gegenüberliegende Fahrbahnbegrenzung geschmettert wurde. Der Aufprall riß ihn nach vorne, warf ihn in die Gurte und trieb ihm die Luft aus den Lungen. Aber der chaotische Totentanz war noch nicht vorbei. Selbst dieser zweifache Aufprall hatte die wahnsinnige Geschwindigkeit des Wagens nicht aufzehren können. Sie prallten erneut ab. Die Vorderachse brach; Reifen und Metallteile flogen davon. Funken stoben auf, als der Wagen auf die Bodenbleche hinuntersackte und weiterschlitterte. Plötzlich roch alles nach Benzin, brennendem Gummi und Hitze.

Der Porsche rutschte funkensprühend über den Highway, krachte

zum dritten Mal gegen die Leitplanke und kam mit einem grausamen Ruck endgültig zum Stehen.

Mike begriff nicht, warum ihn dieser letzte Aufprall am härtesten traf. Er begriff auch nicht, warum er noch lebte, was Claires Hand am Verschluß seines Sicherheitsgurtes zu suchen hatte, wieso er das leise Klicken, mit dem sich der Verschluß endgültig löste, über dem kreischenden Lärm des Aufpralles so deutlich hörte, und wieso die zertrümmerte Windschutzscheibe plötzlich auf ihn zuraste.

Er hatte das Gefühl, durch eine massive Steinmauer geschleudert zu werden. Sein Körper wurde nach vorne gerissen, verhedderte sich in dem losen Sicherheitsgurt und brach krachend durch die Frontscheibe. Ein grausamer Schmerz zuckte durch seinen Kopf, seine Hände und seinen Rücken. Er fiel zurück, griff blind um sich und knallte mit dem Kopf gegen das Wagendach.

Dann…

… Schmerzen. Ein dumpfes Rauschen in seinem Kopf, das Gefühl von etwas Klebrigem und Warmem, das über sein Gesicht lief. Er versuchte sich zu bewegen, aber seine Glieder verweigerten ihm den Dienst. Er konnte nicht richtig sehen. Alles wirkte verschwommen, hell und umrißlos. Er hörte Schritte, das Klirren von Glas, Geräusche, als bewege sich jemand neben ihm hektisch. Dann das Wimmern einer Sirene. Das Grollen eines auslaufenden Motorrades, Schritte. Schließlich konnte er auch nicht richtig hören. Alles verschwamm, verging. Das Einzige, was er deutlich hörte, war Claires Stimme, waren die Worte, die sie sagte.

»Ich verstehe auch nicht, warum er das getan hat. Er ist plötzlich losgerannt wie ein Irrer. Aber ich weiß nicht, warum.«

Dann verlor er das Bewußtsein.

***

»Ihr Tee, Miß King.«

Henrys Gesicht war ausdruckslos wie immer, als er Damona das Tablett hinhielt. »Trinken Sie. Es wird Ihnen guttun.« Er setzte das Tablett auf dem Tisch ab, als er begriff, daß Damona nicht nach der Tasse greifen würde, und nickte auffordernd.

»Ich möchte jetzt nichts trinken, Henry«, sagte Damona ruhig.

»Aber ich möchte mit Ihnen reden.«

Henry erwiderte ihren Blick kalt. »So?« Sein altes, gütiges Gesicht kam Damona mit einem Mal fremd vor. Es war nicht sein Aussehen, das sich verändert hatte. Der Mann dort vor ihr war immer noch der alte, alte Henry, den sie seit ihrer Geburt kannte und liebte. Aber der Ausdruck auf seinen Zügen ließ sie schaudern. Es war, als wäre jedes bißchen Gefühl, jede Wärme und Menschlichkeit aus diesem faltigen Gesicht gewichen, als wäre Henry nicht länger ein Mensch, sondern

eine… Puppe.
Damona hatte Mühe, ihre Stimme unter Kontrolle zu behalten. Sie atmete tief ein, starrte Henry einen Herzschlag lang durchdringend an und deutete dann mit einer Kopfbewegung nach oben.
»Wo ist Thomas, Henry?«
»Thomas? Ich verstehe nicht.«
»Sie verstehen sehr gut, Henry«, sagte Damona scharf. »Thomas ist nicht in seinem Zimmer. Und er war auch nicht dort, als Sie oben waren. Sie haben mich belogen. Warum? Und wo ist er?«
Henry lächelte. »Wenn Sie sagen, daß er nicht da ist, dann wird das wohl stimmen.«
Damona keuchte. »Ich…«
»Sie sollten jetzt Ihren Tee trinken, Miß King«, sagte Henry ruhig.
Er trat zurück, griff mit einer fast gemächlichen Bewegung in die Tasche und zog eine winzige, zweiläufige Pistole. »Bitte!«
Damona starrte ungläubig auf die Waffe in Henrys Hand. Die Mündung deutete genau auf ihre Stirn. Und so, wie Henry sich gab, hatte sie kaum Zweifel daran, daß er abdrücken würde.
»Trinken Sie, Miß King.«
»Aber warum? Ich…«
»Weil er ein Schlafmittel enthält. Ein harmloses Schlafmittel, aber es ist sehr wirksam.« Henry machte eine auffordernde Bewegung.
»Machen Sie es uns beiden nicht unnötig schwer. Ich möchte nicht gerne auf Sie schießen, aber ich werde es tun, wenn es sein muß.«
Damona glaubte ihm. Sie griff nach der Tasse, hob sie zögernd an die Lippen und nahm einen winzigen Schluck. Der Tee schmeckte bitter und schlecht. Sie hätte auch so gemerkt, daß mit dem Getränk etwas nicht in Ordnung war.
»Warum?« fragte sie leise. »Warum ausgerechnet Sie, Henry?«
Der Butler zuckte gleichmütig mit den Achseln. »Ich bin so gut wie jeder andere.«
»Aber Sie, Henry! Gerade Sie! Wir kennen uns ein Leben lang. Sie waren wie ein Vater zu mir, und…«
»Hören Sie auf!« sagte Henry. Die Pistole zitterte, und in seine Augen trat ein seltsames Flackern. »Trinken Sie Ihren Tee. Sie werden nur schlafen. Mehr nicht.«
»Und wenn ich es nicht tue?«
Henry hob stumm die Pistole.
»Sie werden mich nicht erschießen, Henry. Sie wollen mich lebendig.«
»Sind Sie sich dessen sicher?«
Damona nickte. Sie wußte, daß sie mit diesem psychologischen Schlagabtausch Zeit gewinnen konnte. Und sie brauchte Zeit, wenn sie eine Chance haben wollte. Nur ein bißchen Zeit.

»Sie hätten mich gleich erschießen können, wenn Sie das gewollt hätten. Oder vergiften.«

Henry lächelte dünn. »Das stimmt. Sie sind klug.«

Damona senkte die Tasse. »Sie werden mir schon sagen müssen, was das Ganze soll.«

»Trinken Sie!«

»Was tun Sie, wenn ich mich weigere?« fragte Damona. »Mich erschießen?« Sie schüttelte den Kopf, lächelte gezwungen und trat einen Schritt auf Henry zu, ohne die Hand mit der Waffe aus den Augen zu lassen. »Sie werden mich nicht erschießen, Henry.«

Henry hob drohend die Pistole. »Bleiben Sie stehen, Miß King. Ich meine es ernst.«

Damona machte einen weiteren Schritt.

»Bleiben Sie stehen!« warnte Henry. »Ich werde Sie nicht erschießen, aber ich schieße Sie in die Schulter, wenn Sie mir keine Wahl lassen.« Die Mündung der Waffe ruckte um eine Winzigkeit herum.

Henrys Zeigefinger spannte sich um den Abzug. »Bitte, Miß King.«

Damona blieb stehen. Ihr war klar, daß Henry nicht mehr Herr seines eigenen Willens war. Und was immer ihn lenkte – es würde ihn zwingen, abzudrücken.

»Trinken Sie«, bat Henry. Seine Stimme klang jetzt flehend. »Ich bitte Sie. Es ist die einfachste Lösung. Für uns beide.« Seine Stimme schwankte, aber die Pistolenmündung bewegte sich um keinen Millimeter. »Bitte!«

Damona hob langsam die Tasse an die Lippen und trank. Henrys Blick folgte mißtrauisch ihren Bewegungen. Sie leerte die Tasse zur Hälfte, setzte sie dann ab und sog hörbar die Luft ein.

»Ganz austrinken!« befahl Henry.

»Nicht so schnell. Der Tee ist heiß, und…«

Damona warf die Tasse mit aller Kraft und ließ sich gleichzeitig zur Seite fallen. Henry schrie auf, drückte instinktiv ab und schlug die Hände vors Gesicht, als ihn das heiße Getränk traf. Die Kugel jagte fast einen halben Meter über Damona hinweg und klatschte harmlos in die Deckenvertäfelung.

Damona ließ dem alten Mann keine Chance. Sie kam mit einer geschmeidigen Bewegung wieder auf die Beine, hechtete über den Tisch und prallte direkt vor Henrys Füßen auf den Boden. Ihr Fuß kam hoch, traf den Pistolenlauf und schmetterte Henry die Waffe aus der Hand. Der Butler taumelte ein zweites Mal zurück, verlor das Gleichgewicht und fiel schwer auf den Rücken. Damona war augenblicklich über ihm.

Aber sie schlug nicht zu. Bei jedem anderen Gegner hätte sie den Vorteil rein instinktiv ausgenutzt und ihn mit einem raschen Schlag kampfunfähig gemacht. Nicht so bei Henry. Ihre erhobene Handkante

verharrte reglos in der Luft, und das Knie, das sich in seinen Brustkorb rammen sollte, erstarrte mitten in der Bewegung. Sie konnte nicht. Sie konnte diesen alten, schwachen Mann einfach nicht schlagen.

Henry schien diese Hemmungen nicht zu haben. Er stemmte sich hoch, stieß sie mit überraschender Kraft zurück und war mit einem Satz auf den Füßen. Damona griff nach seinem Bein, verfehlte es und zog im letzten Moment den Kopf ein, als Henry nach ihr trat.

Sie verlor eine wertvolle Sekunde, als sie aufstand und fassungslos zusah, wie Henry durch den Raum eilte und sich nach der Pistole bückte.

»Henry! Kommen Sie zu sich!«

Das Gesicht des Butlers war von Haß verzerrt, als er sich aufrichtete. Speichel tropfte aus seinem Mundwinkel, und seine Augen schienen zu lodern. »Hexe!« zischte er. »Dann stirb eben!«

Damona reagierte zu spät. Selbst jetzt konnte sie einfach nicht glauben, daß Henry wirklich auf sie schießen würde.

Sie sprang im gleichen Augenblick zur Seite, als er abdrückte. Die Kugel schrammte an ihrem Oberarm entlang, riß einen langen blutigen Kratzer in ihre Haut und warf sie zu Boden.

Henry knurrte wütend, warf die leergeschossene Waffe weg und griff nach einer schweren Bronzestatue.

Damona rappelte sich mühsam hoch und wich langsam zurück.

Ihr Arm schmerzte, aber sie spürte es kaum. Hinter ihrer Stirn herrschte ein heilloses Chaos. Sie wußte, daß sie in Lebensgefahr war, aber jede Faser ihres Bewußtseins sträubte sich gegen die Erkenntnis, daß es ausgerechnet Henry sein sollte, der sie bedrohte.

»Ich habe Sie gewarnt!« kicherte der Butler. »Aber Sie wollten es ja nicht anders.« Er kam mit wiegenden Schritten näher, hob die schwere Statue über den Kopf und schien auf eine günstige Gelegenheit zum Zuschlagen zu warten.

Damona ließ es nicht so weit kommen. Sie sprang vor, wich der niedersausenden Statue im letzten Augenblick aus, packte Henrys Handgelenk und verdrehte es. Der Butler schrie auf, brach in die Knie und ließ seine Waffe fallen.

Damona war mit einem blitzschnellen Schritt hinter ihm, schlang ihre Arme um seinen Hals und drückte zu. Henry ächzte und versuchte ihren Griff zu sprengen, aber es gelang ihm nicht. Seine Bewegungen wurden schwächer.

Damona lockerte ihren Griff ein wenig. Henry erschlaffte in ihren Armen und rang keuchend nach Atem.

»Geben Sie auf, Henry«, sagte Damona eindringlich. »Ich möchte Sie nicht verletzen.«

Die wenigen Worte schienen Henrys Widerstand endgültig zu brechen. Er sackte zusammen und wäre gestürzt, wenn Damona ihn

nicht festgehalten hätte. »Sie… müssen weg, Miß King«, stöhnte er leise. »Sie sind in Gefahr.«

Damona ließ ihn vorsichtig zu Boden gleiten und beugte sich über ihn. Er atmete keuchend. Sein Gesicht wirkte plötzlich grau und eingefallen. Aber das fanatische Feuer in seinen Augen war erloschen.

»Warum, Henry?« fragte Damona sanft. Obwohl dieser Mann sie noch vor einer Minute hatte umbringen wollen, trieb ihr der Anblick die Tränen in die Augen. »Wer hat Sie gezwungen?«

Henrys Worte waren kaum zu verstehen. »Sie müssen weg, Miß. Sie – sie werden kommen, wenn ich nicht anrufe. Sie werden kommen und Sie holen.«

»Wer sind Sie?« fragte Damona eindringlich.

»Keine… Zeit«, stöhnte Henry. »Sie müssen mich fesseln. Ich kann mich nicht mehr lange wehren.«

»Wer sind Sie?« wiederholte Damona. »Die gleichen Leute, die Thomas entführt haben?«

»Thomas…« Henrys Stimme sank zu einem unhörbaren Flüstern herab. Er stöhnte, bäumte sich plötzlich auf und atmete dann mit einem Mal wieder ruhig und gleichmäßig.

»Es wird dir nichts nützen, Hexe«, kicherte er. »Wir kriegen dich doch. Wir…«

Henry stieß einen unterdrückten Seufzer aus und erschlaffte dann.

Für die nächsten fünf oder sechs Stunden würde er bewußtlos sein.

Damona lud sich Henry auf die Arme und trug ihn zur Couch. Er war Überraschend leicht – kaum mehr als das Gewicht eines Kindes oder einer Stoffpuppe. Sie legte ihn sorgsam auf die Couch, nahm eine Decke und breitete sie über ihm aus.

Als sie sich wieder aufrichtete, begann sich das Zimmer um sie zu drehen. Dumpfe Übelkeit stieg aus ihrem Magen empor, und ihre Arme und Beine fühlten sich mit einem Mal taub und schwer an.

Das Schlafmittel! Sie hatte zwar nicht einmal die Hälfte der Tasse geleert, aber das Mittel mußte wirklich sehr stark gewesen sein. Sie stöhnte, preßte die Hand vor die Augen und taumelte mühsam zur Bar hinüber. Das Schwindelgefühl wurde stärker.

Was hatte Henry gesagt? »Sie werden kommen, wenn ich Sie nicht anrufe.« Und so stark, wie das Mittel war, mußte sein Anruf eigentlich jetzt schon fällig sein. Sie mußte weg. Entweder sich verstecken oder am besten ganz von Kings Castle verschwinden. Sie richtete sich mühsam auf, taumelte zur Tür und ließ sich schweratmend gegen den Türpfosten sinken. Die Müdigkeit wurde schlimmer, und das Schwindelgefühl war jetzt fast unerträglich. Sie würde es niemals schaffen, Kings Castle zu verlassen.

Sie taumelte auf den Korridor, wankte, zur Treppe und klammerte sich verzweifelt am Geländer fest. Die Stufen verschwammen vor

ihren Augen, und die Anstrengung, einen Fuß vor den anderen zu setzen, war fast zuviel. Es kam ihr vor, als würde es Stunden dauern, die Treppe emporzusteigen. Als sie oben angekommen war, war sie vollkommen erschöpft. Ihr Puls raste. Das Blut rauschte in ihren Ohren, und vor ihren Augen begannen graue Nebelfetzen zu treiben.

Die Architektur des Treppenhauses schien sich zu verbiegen, seltsam asymmetrisch und falsch zu sein. Wände und Decke waren in einem unmöglichen Winkel gebogen, die Türen verzerrten sich zu lächerlichen Dingern. Dann kippte der Boden unter ihr hinweg. Sie taumelte, verlor auf der obersten Stufe das Gleichgewicht und fiel schwer gegen das Geländer. Eine ungeheure Müdigkeit schlug über ihr zusammen.

»*Wehr dich!*« wisperte eine Stimme in ihr. »*Kämpfe. Du kannst es!*«

Damona hatte Mühe, die Worte über dem Dröhnen in ihren Ohren zu verstehen. Sie hatte das Gefühl, diese Stimme kennen zu müssen, aber auch ihr Gedächtnis weigerte sich jetzt, richtig zu funktionieren. Sie wollte nur noch schlafen. Schlafen und nichts als schlafen.

»*Kämpfe dagegen an!*« drängte die Stimme. »*Es ist ganz leicht! Du mußt es nur wollen. Ich zeige dir den Weg! Komm!*«

Irgend etwas schob sich zwischen die Müdigkeit und ihren Geist, eine Kraft, die Damona auf seltsame Weise vertraut und auch erschreckend erschien.

– Ihr Hexenherz!

»*Endlich hast du es gemerkt!*« Die Stimme klang jetzt nicht mehr einschmeichelnd, sondern kühl und hochmütig.

»*Du hast nicht mehr viel Zeit. Die Verfolger sind bereits auf dem Weg zu dir. Ich helfe dir!*«

»Nein! Ich…«

»*Närrin! Sieh ein, daß du allein verloren bist. Du hast keine Chance. Aber ein Wort von dir reicht, und ich helfe dir!*«

Plötzlich schien der Schleier aus Müdigkeit und Betäubung, der sich über ihr Bewußtsein gelegt hatte, zu zerreißen. Ein Gefühl von Kraft und Stärke durchpulste sie. Aber Damona wußte, daß mit der Macht des Hexenherzens nicht zu spaßen war. Sie war der Verlockung dieses Quells schwarzer Magie schon einmal fast erlegen, und sie wußte, daß sie sich völlig in seine Hand geben würde, wenn sie jetzt auf das Angebot einging.

»Ich… will nicht.«

»*Keine Hilfe?*« Die Stimme klang spöttisch. Damona hatte das Gefühl, daß irgendwo in den tiefsten Winkeln ihres Geistes ein leises, böses Lachen aufklang.

»*Sieh erst aus dem Fenster, ehe du dich entscheidest.*«

Sie stand auf, öffnete die Tür zu Thomas' Zimmer und ging zögernd zum Fenster. Vom Hof drangen Geräusche herauf. Ein Wagen kam

durch das Burgtor, rollte auf dem kiesbestreuten Innenhof aus.

Türen wurden geöffnet, dann hörte sie das Geräusch schwerer Schritte vor der Eingangstür.

Damona schlug die Gardine zur Seite und beugte sich vorsichtig hinaus. Vor dem Wohngebäude war ein dunkelgrüner Jeep geparkt.

Beide Türen standen offen, und der Motor lief noch. Von seinem Fahrer war keine Spur mehr zu entdecken.

»*Du hast gar keine andere Wahl*«, drängte die Stimme. »*Ich helfe dir. Aber du mußt dich mir ganz hingeben.*«

Damona schauderte. Sie wußte nur zu gut, was diese Worte bedeuteten. Wenn die schwarze Magie, die in dem harmlos aussehenden Talisman schlummerte, einmal entfesselt war, würde nicht einmal sie sie noch aufhalten können. Sie zweifelte nicht daran, daß das Hexenherz ihr helfen würde aber es würde diese Männer dort unten umbringen.

»*Und was glaubst du, was sie mit dir vorhaben?*« fragte die Stimme.

»*Du oder sie. Du hast gar keine Wahl.*«

Damona schüttelte entschieden den Kopf. Sie hatte Angst, aber sie würde sich ihre Freiheit nicht um den Preis zweier Menschenleben erkaufen. »Nein.«

»*Wie du willst!*«

Für einen winzigen Augenblick geschah gar nichts. Dann schlug die Müdigkeit mit noch größerer Macht als zuvor über ihr zusammen. Sie stöhnte, taumelte zurück und brach kraftlos auf dem Teppich zusammen.

Auf der Treppe näherten sich langsam die Schritte der beiden Männer.

***

Wenn das, worin er sich aufhielt, ein Krankenhauszimmer war, dann war es das seltsamste Krankenhaus, das Mike bisher gesehen hatte. Das Zimmer war winzig; vielleicht drei Schritte lang und ebenso breit, mit einem schmalen, vergitterten Fenster und einer Tür, die massiv genug aussah, um auch in ein Gefängnis zu passen.

Er stand auf. Sein Kopf dröhnte, und sein linker Arm steckte in einer unbequemen Schlinge. Er versuchte ihn herauszuziehen, aber das Vorhaben wurde sofort durch einen stechenden Schmerz bestraft, der sich bis in die Schulter hinaufzog und ihn aufstöhnen ließ.

Auch sein Anzug war verschwunden. Er war mit einem langen, sackähnlichen Nachthemd bekleidet, das vielleicht praktisch sein mochte in modischer Hinsicht aber einiges zu wünschen übrig ließ.

Mike drehte sich einmal um seine Achse und sah sich stirnrunzelnd in der Kammer um – Zimmer wäre zuviel gesagt gewesen.

Der Raum erinnerte tatsächlich mehr an ein Gefängniszimmer als

eine Krankenstube. Aber was in alle Welt sollte er im Gefängnis?

Er versuchte sich zu erinnern, was überhaupt passiert war, aber die Bilder wirbelten wild durcheinander. Er war von Edinburgh aus losgefahren um…

Claire!

Mike fuhr herum, als ihn die Erinnerung mit aller Macht überkam.

Er ging zur Tür, drückte die Klinke herunter und rüttelte ein paarmal vergeblich daran, ehe ihm aufging, daß die Tür abgeschlossen war. Also war er wirklich eingesperrt!

Allmählich stieg Wut in Mike empor. Er klopfte zweimal hintereinander gegen die Tür, wartete einen Augenblick und hämmerte dann mit der Faust dagegen.

Seine Bemühungen wurden belohnt. Schritte näherten sich auf dem Korridor, Metall klimperte, dann drehte sich ein Schlüssel im Schloß. Die Tür schwang auf.

»Na, ausgeschlafen?«

Mike musterte den untersetzten Mann in der Uniform eines Streifenpolizisten voll unterdrücktem Groll. »Sieht so aus«, antwortete er patzig. »Und ich wäre Ihnen dankbar für eine Erklärung.«

»Wofür?«

Mike ächzte. »Zuerst einmal hätte ich gerne gewußt, wo ich bin«, sagte er betont langsam. »Und was das alles soll. Dieses Zimmer, die Wache vor meiner Tür – alles.«

Der Mann hob gleichmütig die Schultern. »Sie hatten einen Unfall, wenn Sie sich erinnern. Sie sind im Krankenhaus. Da kommt man meistens nach einem Unfall hin.«

Mike schnaubte. »Ein sehr seltsames Krankenhaus.«

»Oh – Sie meinen das Zimmer?« Der Polizist grinste, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich gegen den Türpfosten.

»Komfortabler geht es leider im Augenblick nicht. Es war unser einziges Sicherheitszimmer. Unser Krankenhaus ist nicht sehr groß, wissen Sie?«

»Sicherheitszimmer?« echote Mike.

»Von mir aus auch Knast. Nennen Sie es, wie Sie wollen.« Er grinste noch breiter, klaubte eine Zigarette aus der Brusttasche seiner Uniform und ließ ein billiges Feuerzeug aufschnappen. »Auch eine?«

Mike schüttelte den Kopf. »Ich bin also verhaftet?«

»Kann man sagen.«

»Und warum?«

Eine Sekunde lang starrte ihn der Polizist verblüfft an. Dann schüttelte er den Kopf, sog an seiner Zigarette und blies Mike eine Qualmwolke ins Gesicht. »Du machst mir Spaß, Freundchen. Du kannst nicht auf einer öffentlichen Straße Amok fahren und erwarten, daß du dafür einen Orden bekommst, oder? Sei froh, daß du

überhaupt noch lebst. So, wie der Wagen ausgesehen hat…«

»Aber das ist doch kein Grund, jemanden wie einen Verbrecher zu behandeln!« ereiferte sich Mike.

»Werden Sie ja auch nicht, Mister«, sagte der Polizist. Mikes Wutausbruch schien ihn zu erheitern. »Sie können sich anziehen und nach Hause fahren, sowie der Inspektor mit Ihnen gesprochen hat.«

»Welcher Inspektor?«

Der Polizist verdrehte die Augen. »Mister«, erklärte er geduldig.

»Das, was Sie sich da draußen auf dem Highway geleistet haben, kann man beim besten Willen nicht mehr ein Kavaliersdelikt nennen. Das wäre einmal Geschwindigkeitsübertretung, Verkehrsgefährdung, fahrlässige Körperverletzung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Behinderung eines Polizisten im Dienst…«

»Mehr fällt Ihnen nicht ein?«

»Nein. Reicht das nicht?«

»Und wie kommen Sie auf die Idee, daß ich gefahren bin?« fragte Mike so ruhig wie möglich.

Der Mann stutzte. »Wie meinen Sie das?«

»Ich bin nicht gefahren«, sagte Mike ruhig. »Ich habe auf dem Beifahrersitz gesessen.«

»Originell.«

»Was ist originell?«

»Die Ausrede. Wir hören sie ungefähr sechsmal die Woche.«

»Aber…« Der Polizist hob abwehrend die Hände.

»Regen Sie sich nicht auf. Sie können das alles dem Inspektor erzählen.«

»Dann bringen Sie mich zu ihm«, verlangte Mike.

»So schnell geht das nicht. Er wird in ungefähr zwei Stunden hier sein. Aber ich werde Ihnen den Arzt reinschicken.«

»Mir fehlt nichts«, sagte Mike ungehalten. »Ich möchte Ihren Vorgesetzten sprechen und telefonieren.«

»Inspektor Carrinforth kommt in zwei Stunden«, wiederholte der Beamte geduldig. »Und das Telefonat…« Er lächelte, stellte sich demonstrativ auf die Zehenspitzen und lugte über Mikes Schultern ins Zimmer. »Sehen Sie hier irgendwo einen Apparat?«

»Nein.«

»Sehen Sie.« Das Grinsen wurde fast noch breiter. »Und ich habe Anordnung, Sie unter keinen Umständen herauszulassen. Tut mir leid. Sie werden sich gedulden müssen. Aber zwei Stunden sind ja nicht lange.«

»Hören Sie! Ich…«

Die Tür wurde zugeschlagen. Mike starrte die weißlackierte Fläche einen Augenblick lang wütend an, ehe er sich umdrehte und zu seinem Bett zurückstapfte. Der Polizist schien zu jener Sorte Beamten

zu gehören, die weder durch gutes Zureden noch durch Naturgewalten davon abzubringen waren, ihre Befehle Wort für Wort auszuführen. Wenn er sagte, daß es zwei Stunden dauerte, dann würde Mike auch so lange warten müssen.

Er lehnte sich zurück, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und versuchte, einen logischen Sinn in der ganzen verrückten Angelegenheit zu entdecken. Wenn das, was Claire getan hatte, ein Mordanschlag gewesen war, dann ein riskanter. Die Chance, daß sie selbst bei dem Unfall verletzt oder getötet wurde, war zumindest genauso hoch gewesen wie die, Erfolg zu haben.

Im Grund gab es nur eine einzige Erklärung – Claire Palmer hatte nicht mehr gewußt, was sie tat. Der seltsame Ausdruck auf ihrem Gesicht und der kalte, gefühllose Ton in ihrer Stimme fiel ihm wieder ein. Während der Amokfahrt war er viel zu aufgeregt gewesen, um darüber nachzudenken, aber jetzt, im nachhinein, fiel ihm noch mehr auf. Die Frau, die neben ihm hinter dem Steuer des Porsche gesessen hatte, war eigentlich nicht mehr Claire Palmer gewesen. Ihr Körper, vielleicht, aber nicht mehr ihr Geist. Selbst wenn sie – aus welchem Grund auch immer – wirklich vorgehabt hätte, ihn zu ermorden, hätte sie es auf andere Weise getan.

Jemand klopfte an die Tür, dann wurde der Schlüssel gedreht.

Mike fuhr hastig auf und stemmte sich hoch. Ein etwa fünfzigjähriger Mann im weißen Arztkittel betrat das Zimmer.

»Sie sind wach, wie ich sehe. Das ist gut.«

Mike lächelte gezwungen und bemühte sich, ruhig zu bleiben. Der Arzt war nicht für seine mißliche Lage verantwortlich. Es hatte keinen Sinn, wenn er seine schlechte Laune an ihm ausließ.

»Wie fühlen Sie sich?«

»Gut«, antwortete Mike. »Jedenfalls nicht so krank, um hier herumzuliegen.« Er deutete anklagend auf sein Nachthemd. »Muß das sein?«

Der Arzt setzte sich neben ihm auf die Bettkante, griff nach seinem Handgelenk und fühlte den Puls. »Ihre Sachen sind ziemlich lädiert. Aber ich lasse sie Ihnen bringen, wenn Sie Wert darauf legen.«

»Das wäre nett.« Mike zog die Hand zurück, lächelte nervös und sah auf das Namensschildchen des Arztes. »Wie lange bin ich schon hier, Doktor Meyers?«

»Vier Stunden. Vier Stunden und ein paar Minuten, um genau zu sein. Aber wenn es nach mir ginge, würden Sie noch ein paar Tage zur Beobachtung hierbleiben. Ihnen fehlt zwar nichts, wenn man von der gezerrten Schulter und der Gehirnerschütterung absieht…«

»Ich hatte schon immer einen Dickschädel«, grinste Mike.

Meyers blieb ernst. »Trotzdem. Normalerweise flicke ich Leute, die einen Unfall wie Sie hatten, mühsam zusammen und pflege Sie dann

monatelang gesund. Sie haben eigentlich überhaupt kein Recht mehr, zu leben.«

»Ich hatte auch schon immer Glück«, sagte Mike.

»Sie sollten es nicht zu sehr strapazieren«, riet Meyers. »Ich habe den Wagen zwar nicht gesehen, aber nach allem, was mir die Polizisten erzählt haben, muß er schrecklich aussehen. Sie werden Ärger kriegen.«

Mike nickte. »Ich fürchte auch. Ich komme mir schon beinahe wie ein Schwerverbrecher vor.«

»Wegen dieses Zimmers?« Meyers lächelte unglücklich und begann mit seinem Stethoskop zu spielen. »Ich habe den Inspektor bereits benachrichtigen lassen. Er wird bald hier sein. Ich hoffe, daß Sie dann gehen können.«

»Das hoffe ich auch«, sagte Mike und stand auf. »Sie lassen mir meine Sachen bringen?«

»Sicher. Und wenn ich sonst noch etwas für Sie tun kann…«

»Das können Sie«, sagte Mike schnell. »Dieser Mensch dort vor der Tür will mich nicht telefonieren lassen. Können Sie das für mich erledigen?«

Meyers zögerte.

»Eigentlich ist das nicht erlaubt. Wollen Sie Ihren Anwalt anrufen?«

Mike schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ich werde seit zwei Stunden erwartet. Man wird sich Sorgen machen, wenn ich nichts von mir hören lasse.«

Meyers zögerte immer noch. Schließlich griff er in die Tasche, zog einen Kugelschreiber und einen Notizblock hervor und gab ihn Mike. »Schreiben Sie mir die Nummer auf. Ich rufe an.«

Mike griff dankbar nach dem Block und kritzelte die Telefonnummer von Kings Castle darauf.

»Übrigens, wie geht es Claire?« fragte er, nachdem Meyers den Block zurückgenommen und nach einem flüchtigen Blick eingesteckt hatte.

»Der jungen Frau, die neben Ihnen gesessen hat?«

Mike nickte.

»Wunder Nummer zwei an diesem Tag«, sagte Meyers ernst. »Sie hat keinen Kratzer abbekommen. Soviel ich weiß, ist sie mit zur Wache gefahren, um dort ihre Aussage zu machen. Aber ich frage gerne nach. Bis dann also.«

***

ER fühlte, wie seine Kraft wuchs. Das frühere Bewußtsein, das, was noch vor Stunden den Befehl, über seinen Körper gehabt hatte, war ausgelöscht, zu einem winzigen Nichts degradiert, ein Gefangener in seinem eigenen Körper. Aber ER fühlte auch, wie sein Hunger nach Energie wuchs, viel stärker, als er zu Anfang geglaubt hatte. Er hatte die Lebenskraft eines

Menschen aufgenommen, aber das reichte kaum, um den bohrenden Hunger in seinem Inneren zu stillen. Und seine Vorbereitungen verschlangen mehr Energie, als er geahnt hatte.

Die Zeit begann zu drängen. Die, die er rufen wollte, waren ungeduldig.

Sie drängten darauf, daß der Ritus der Ankunft vollzogen wurde, daß der Bund der Dreizehn sein Versprechen einlöste und ihnen endlich die Möglichkeit gab, ihr verlorengegangenes Reich wieder aufzubauen.

Der Bund der Dreizehn würde vergehen – aber die Moordrohr würden leben, nicht mehr Schatten, sondern grausame Menschen. Und er würde ihr treuester Diener sein.

***

Purprose war stehengeblieben. Er hielt sich mit einer Hand am Treppengeländer fest, hatte den Kopf schräg gelegt und schien zu lauschen.

»Was ist?« fragte Vearn. »Hörst du etwas?«

Purprose machte eine ungeduldige Handbewegung und nickte.

»Still«.

Sie lauschten beide, aber das Geräusch wiederholte sich nicht. Das Haus war still. Eigentlich schon zu still.

»Irgend etwas stimmt hier nicht«, sagte Purprose leise. Er drehte sich um, sah seinen Kumpanen nachdenklich an und kam die Treppe wieder herunter. »Der Alte hätte uns eigentlich an der Tür empfangen müssen.« Er blieb stehen, als er den Fuß der Treppe erreicht hatte, und sah sich mißtrauisch um, »Irgend etwas ist hier nicht in Ordnung«, sagte er noch einmal.

Steven Vearn zuckte mit den Achseln.

»Was soll nicht in Ordnung sein. Wahrscheinlich hat sie ihr Schlafmittelchen bekommen und träumt.« Er grinste häßlich. »Warum machst du dir Sorgen um den sensiblen alten Trottel? Hauptsache, wir schnappen die Hexe.«

Purprose maß ihn mit einem verächtlichen Blick. »Idiot«, sagte er leise. »Jeder Trottel würde merken, daß hier etwas nicht stimmt. Komm – wir durchsuchen das Haus. Einer von beiden muß ja schließlich da sein.«

Vearn hob die Schultern. »Du bist der Boß.«

»Eben.«

Sie brauchten nicht lange zu suchen. Purprose stieß die Tür zur Bibliothek auf, betrachtete einen Moment lang verblüfft das Bild, das sich ihm bot, und ging mit raschen Schritten zur Couch hinüber.

»Ich wußte doch, daß irgend etwas nicht stimmt«, sagte er wütend. »Sie muß den Braten gerochen haben. Wahrscheinlich ist sie längst über alle Berge.« Er beugte sich über den bewußtlosen Alten, schüttelte ihn und schlug ihm zweimal die flache Hand ins Gesicht.

Aber Henry wachte nicht auf.
Vearn deutete mit einer Kopfbewegung auf die zerbrochene Tasse und die dunklen Flecken auf dem Boden. »Sieht aus, als hätte es einen Kampf gegeben«, sagte er leise.
Purprose nickte wütend. »Ja. Aber von dem hier erfahren wir nichts.«
Vearn verzog das Gesicht. »Und jetzt? Wir können schlecht mit leeren Händen zurück.«
»Wir müssen sie suchen.«
Vearn lachte humorlos. »Sie kann wer weiß wo sein.«
»Das kann sie nicht. Es gibt nur einen einzigen Weg vom Schloß herunter. Wir hätten sie gesehen, wenn sie uns entgegengekommen wäre.« Purprose warf dem bewußtlosen Butler einen letzten, bedauernden Blick zu und wandte sich zur Tür. »Du suchst hier unten. Ich nehme mir das Obergeschoß vor. Wir werden sie schon finden.«

***

Damona hatte jedes Wort verstanden. Durch die offenstehende Bibliothekstür waren die Stimmen der beiden Männer so deutlich zu ihr nach oben gedrungen, als stünden sie direkt neben ihr. Und sie hatte auch die Männer erkannt – Jim Purprose und Steven Vearn. Sie kannte beide Männer. Purprose war Forstaufseher in Marnockfearn.
Damona hatte ihn mehrmals getroffen, und der Mann war ihr eigentlich sympathisch – ein guter Nachbar, mit dem man zwar wenig Kontakt hat, von dem man aber genug weiß, um sich in seiner Nachbarschaft sicher zu fühlen. Und dieser Mann wollte sie umbringen?
Aber schließlich hatte auch Henry versucht, sie zu betäuben und diesen Männern auszuliefern.
Sie versuchte sich zu bewegen, aber ihre Glieder schienen am Boden festgeklebt zu sein. Sie konnte zwar alles hören und sehen, was in ihrer Umgebung vorging, aber ihr Körper war gelähmt.
Sie schloß die Augen, konzentrierte sich und versuchte mit aller Macht, sich aufzurichten. Es ging, aber ihr Körper schien Zentner zu wiegen. Langsam, unendlich langsam, stemmte sie sich auf Hände und Knie hoch und blieb einen Moment lang schweratmend hocken.
Sie wußte, daß sie nicht viel Zeit hatte. Es konnte nur noch Minuten dauern, bis einer der beiden auf die Idee kam, die Treppe hinaufzugehen und die Zimmer aufzusuchen. Sie konzentriere sich wieder, sammelte alle Kraft und schaffte es, sich in eine halb sitzende, halb hockende Position hochzuquälen, ehe sie erschöpft gegen die Wand sank.
Sinnlos. Alles, was sie auf diese Weise erreichen konnte, war, sich vollends zu verausgaben und vielleicht ein paar Meter weit über den Korridor zu kriechen.

»*Verdammt noch mal – denk endlich dran, daß du eine Hexe bist, Närrin!*« wisperte eine Stimme in ihrem Kopf.

Das Hexenherz? Damona lauschte in sich hinein, aber die Stimme schwieg. Und das Hexenherz hing weiter tot und reglos auf ihrer Brust. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß der Talisman noch einmal zu ihr gesprochen hatte, nachdem sie seine Hilfe ausgeschlagen hatte. Aber bei diesem seltsamen Etwas, das in der Gestalt eines versteinerten Herzens um ihren Hals hing, konnte man nie sicher sein.

In dem versteinerten Hexenherz pulsierten nicht nur negative, sondern auch weißmagische Kräfte. Und Damona wußte nie so genau, welche Komponente des seltsam zweigeteilten magischen Bewußtseins nun gerade zu ihr sprach.

Aber die Stimme hatte zweifellos recht. Auch wenn sie ihre magischen Kräfte schon vor langer Zeit zum größten Teil eingebüßt hatte, so verfügte sie noch immer über das alte Hexenwissen, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte.

Auf der Treppe wurden jetzt schwere, stampfende Schritte laut, aber das war egal. Sie lehnte sich zurück, entspannte sich und versuchte, in dem unergründlichen Schatz verborgenen Wissens in ihrem Innern irgend etwas zu finden, das sie retten konnte. Es gab einen Spruch, der kurzzeitig gegen Vergiftungen schützen sollte, aber dazu hätte sie ihre Bücher gebraucht. Und die Bände mit den Bann- und Zauberformeln lagen unerreichbar auf einem Regal in der Bibliothek.

Aber vielleicht…

In Damona reifte ein verzweifelter Plan heran. Sie wußte, wie hoch das Risiko war, aber sie hatte keine andere Chance mehr. Während auf der Treppe die stampfenden Schritte ihres Entführers unbarmherzig näher kamen, formte Damona lautlos die uralten Worte…

***

Es dauerte fast zwei Stunden, bis der Arzt endlich mit den versprochenen Kleidern wiederkam. Er hatte nicht übertrieben – der Anzug hätte vielleicht noch für ein Kostümfest herhalten können, um darin einen Clochard darzustellen, und das Hemd war zerrissen und so mit Blut- und Schmutzflecken verkrustet, daß seine ursprüngliche Farbe kaum noch zu erkennen war.

Mike bedankte sich und zog sich hastig an.

»Ich habe die Nummer angerufen, die Sie mir gegeben haben«, sagte Meyers, während Mike in seine Jacke schlüpfte und vergeblich versuchte, die schlimmsten Flecken herauszuklopfen. »Aber es meldet sich niemand.«

Mike sah auf. »Sie sind sicher, daß Sie die richtige Nummer gedreht haben?«

Meyers nickte beleidigt. »Ich habe es vier oder fünfmal versucht.

Aber es geht niemand ran. Sie können gerne von meinem Büro aus selbst noch einmal anrufen, wenn Sie mir nicht glauben«, fügte er schnippisch hinzu.

Mike machte eine besänftigende Geste. »Schon in Ordnung, Doktor. Ich danke Ihnen trotzdem.« Es fiel ihm schwer seiner Stimme einen einigermaßen unbeteiligten Klang zu geben. Er wußte genau, daß Damona zu Hause auf Kings Castle war und auf ihn wartete.

Wenn weder sie noch Henry ans Telefon gingen, konnte das eigentlich nur bedeuten, daß auf dem Schloß irgend etwas nicht stimmte.

Plötzlich erschien ihm der Mordanschlag auf sein Leben in einem ganz anderen Licht. Und er war mit einem Mal auch gar nicht mehr so sicher, daß er wirklich ermordet werden sollte. Vielleicht hatte Claire nur verhindern wollen, daß er rechtzeitig nach Kings Castle gelangte.

Er zog sich hastig zu Ende an, knotete seine Krawatte zu und ging an Meyers vorbei zur Tür. »Ich nehme an, ich kann jetzt endlich mit dem Inspektor sprechen.«

»Er wartet unten in meinem Büro auf Sie.«

Mike klopfte. Diesmal wurde sofort geöffnet.

»Sehen Sie«, feixte der Polizist, der immer noch vor der Tür Wache hielt, »so schlimm war es ja gar nicht.«

Mike bedachte ihn mit einem finsteren Blick und trat zur Seite, um Meyers vorbeizulassen. Sie gingen über einen schmalen, fensterlosen Korridor zum Aufzug. Die Kabine war für drei Personen fast zu klein, aber sie quetschten sich hinein. Meyers drückte auf den untersten Knopf, und die Kabine ruckte an.

Das Krankenhaus schien nicht sonderlich groß zu sein. Mike zählte drei Stockwerke, bis die Kabine anhielt und die Türen auf glitten.

Helles Neonlicht und durchdringender Krankenhausgeruch schlug ihnen entgegen, als sie auf den Korridor hinaustraten.

»Hier entlang.« Meyers deutete nach rechts und ging mit schnellen, trippelnden Schritten voran. Der kurzbeinige Arzt entwickelte dabei eine solche Geschwindigkeit, daß Mike fast Mühe hatte, ihm zu folgen. Sie bogen um eine Ecke, gingen über einen weiteren Korridor und betraten schließlich ein kleines Büro ganz am Ende des Ganges.

Meyers deutete auf zwei Männer, die hinter dem übergroßen Schreibtisch saßen, der das gesamte Mobiliar des Raumes bildete.

»Inspektor Carrinforth und sein Assistent, Inspektor…«

»Barnes«, half der Jüngere der beiden aus. Er sah Mike an, lächelte flüchtig und deutete einladend auf einen lehnenlosen Hocker, der vor dem Schreibtisch stand. »Nehmen Sie Platz, Mister Hunter. Wie geht es Ihnen?«

Mike gehorchte automatisch, während Meyers sich umdrehte und das Büro fast, hastig verließ.

»Gut. Körperlich wenigstens.«

»Das freut uns«, sagte Carrinforth. »Sie habe verdammtes Glück gehabt, wissen Sie das?«

Mike nickte. »Der Doktor sagte so etwas. Ich…«

»Sie sind mit fast hundertdreißig Meilen verunglückt, Mister Hunter«, unterbrach ihn Carrinforth. Das freundliche Lächeln war verschwunden, und in seinen Augen war ein mißtrauisches Glitzern getreten. »Sie haben nicht zufällig eine plausible Ausrede dafür, daß Sie beinahe doppelt so schnell gefahren sind, wie erlaubt?«

Mike seufzte. »Ich bin überhaupt nicht gefahren«, sagte er bestimmt. Ich saß auf dem Beifahrersitz. »Und ich kann Ihnen auch nicht sagen, was das Ganze sollte. Fragen Sie Claire. Miß Palmer, meine ich.«

»Das Mädchen, das bei Ihnen war?«

Mike nickte. »Wer sonst?«

Carrinforth kritzelte etwas auf einen Block. »Claire Palmer sagen Sie? Nun. Miß Palmer hat uns gegenüber behauptet, daß Sie hinter dem Steuer gesessen haben. Und um ehrlich zu sein, Mister Hunter, der äußere Anschein spricht gegen Sie. Sie saßen hinter dem Steuer, als man Sie fand. Oder hinter dem, was von dem Steuer übriggeblieben war. Wie man's nimmt.«

»Ich habe keine Ahnung, warum Claire das behauptet. Vielleicht hat sie schlichtweg Angst. Die Nerven verloren.«

»Selbst wenn Sie recht hätten, stünde hier Aussage gegen Aussage.«

»Bringen Sie Claire hierher. Ich glaube kaum, daß Sie ihre Behauptung lange aufrechterhält, wenn ich sie selbst frage. Vermutlich stand sie unter Schock.«

Carrinforth nickte. »Das klingt einleuchtend, Mister Hunter.« Er lehnte sich zurück, verschränkte die Arme vor der Brust und musterte Mike aus zusammengekniffenen Augen.

»Vielleicht erklären Sie mir jetzt, warum ich verhaftet bin«, grollte Mike. »Selbst wenn ich gefahren wäre – Sie haben meine Personalien und können mir jederzeit einen Bußbescheid schicken.«

»Damit wird es wohl kaum getan sein.«

»Von mir aus auch eine Vorladung«, sagte Mike ruppig. »Ich möchte jedenfalls wissen, was Sie von mir wollen. Ich habe nicht vor, hier zu übernachten, wissen Sie.«

Carrinforth schien von Mikes Worten nicht sonderlich beeindruckt zu sein.

»Sie haben es eilig, wie?« fragte Barnes. »So eilig wie heute mittag, als Sie zweimal das Stop-Zeichen eines Beamten mißachteten, mit fünfundsechzig Meilen Geschwindigkeitsübertretung über die Autobahn preschten und einen unserer Beamten in Lebensgefahr brachten?«

»Verdammt noch mal, ich bin nicht gefahren!« schrie Mike. »Holen

Sie Miß Palmer her!«

Carrinforth grinste. »Das würde ich gerne. Aber es geht nicht.«

»Wieso?« fragte Mike verwirrt.

Carrinforth knotete seine Arme auseinander, stand auf und ging zum Fenster. »Sie ist nicht mehr da«, sagte er, ohne Mike anzusehen.

»Was heißt das?«

»Weg«, sagte Barnes. »Abgehauen, wenn Ihnen das Wort geläufiger ist.«

Mike blinzelte verblüfft. »Aber ich dachte, Sie hätten sie mit zur Wache genommen.«

»Das hatten wir. Sie hat einen unserer Beamten niedergeschlagen, einen Polizeiwagen gestohlen und ist verschwunden. Weg.« Er grinste, beugte sich vor und sah Mike scharf an. »Verstehen Sie jetzt, weshalb wir so an einem Gespräch mit Ihnen interessiert sind, Mister Hunter?«

Die Art, wie er das Wort Mister aussprach, ließ Mike frösteln. Barnes mochte harmlos aussehen, aber Mike zweifelte keine Sekunde daran, es mit einem ausgekochten Polizisten zu tun zu haben.

»Ich… verstehe überhaupt nichts mehr«, sagte Mike verdattert.

»Aber ich.« Carrinforth drehte ruckhaft herum, stützte die Handflächen auf dem Fensterbrett auf und lehnte sich gegen die Scheibe.

»Für uns sieht die Sache so aus: Wir sehen einen Wagen, der mit viel zu hoher Geschwindigkeit die Stadt verläßt. Wir versuchen ihn zu stoppen, aber der Fahrer gibt Gas und rast wie ein Irrsinniger los. Fast, als hätte er ein schlechtes Gewissen. Wir versuchen ihn noch einmal anzuhalten, aber er fährt weiter, riskiert sogar einen Unfall, nur, um unseren Leuten nicht Rede und Antwort stehen zu müssen. Als wir ihn endlich erwischen, haut seine Komplizin bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet ab. Tut so etwas ein Mensch, der nichts zu verbergen hat?«

Mike ächzte. »Komplizin?«

»Meiner Meinung nach haben sie beide Dreck am Stecken, Hunter«, schnappte Barnes. »Und Sie ersparen sich und uns eine Menge Ärger und Zeit, wenn Sie gleich auspacken. Was haben Sie zu verbergen? Und wovor sind Sie geflohen? Oder vor wem?«

»Ich bin nicht geflohen, und ich habe auch nichts zu verbergen«, sagte Mike wütend. »Außerdem verbitte ich mir das Wort Komplizin. Wir sind keine Verbrecher.«

»Dann erklären Sie uns Ihr Verhalten. Und das ihrer… Freundin«, sagte Carrinforth.

»Es gibt da nichts zu erklären. Ich möchte jetzt wissen, was Sie mir vorwerfen. Wenn es nicht mehr als die Geschwindigkeitsübertretung ist, möchte ich gehen. Sie haben kein Recht, mich festzuhalten.«

Barnes grinste. »Sie sehen zu viele Kriminalfilme, Mister Hunter. Sie

werden uns schon eine Erklärung für ihr Verhalten liefern müssen, ehe wir Sie gehen lassen. Warum haben Sie es so eilig?«

»Ich muß nach Kings Castle, um…« Mike brach ab und starrte wütend zu Boden. Es war sinnlos, dem Inspektor von seinem Verdacht zu erzählen. Carrinforth würde höchstens annehmen, daß er weiter aufs Glatteis geführt werden sollte. Aber er mußte auch weg hier. Irgend etwas war auf Kings Castle nicht in Ordnung. Er mußte so schnell wie möglich dorthin. Wenn es nicht schon zu spät war.

»Also, weshalb müssen Sie nach Kings Castle?« fragte Barnes geduldig.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber es ist wichtig. Es geht…«

»Um Leben oder Tod, ich weiß.« Carrinforth grinste hämisch und setzte sich wieder. »Und um was noch?«

»Verdammt, Inspektor – sehe ich wie ein Schwerverbrecher aus?« ereiferte sich Mike. »Ich vermute, Sie haben mittlerweile Erkundigungen über mich eingezogen.«

»Das haben wir.«

»Dann wissen Sie auch, daß ich kein Ganove bin.«

»Waren«, verbesserte Barnes ruhig. »Sie waren bisher unbescholten, das stimmt. Aber es ist schon in Königshäusern zu Verbrechern gekommen.«

Mike seufzte. So kam er nicht weiter.

»Darf ich telefonieren?«

Barnes zögerte. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, daß wir mithören.«

Mike griff wortlos nach dem Hörer, klemmte ihn sich zwischen Ohr und Schulter und wählte eine Null. Es knackte in der Leitung, dann meldete sich eine Frauenstimme. »Zentrale.«

»Ich brauche ein Gespräch nach London«, sagte Mike. »New Scotland Yard. Inspektor Murray bitte. Inspektor Ben Murray.«

Er legte auf, lehnte sich zurück und quittierte Carrinforths verblüfften Blick mit einem schadenfrohen Grinsen.

Die Verbindung kam überraschend schnell zustande. Carrinforth hob ab, meldete sich und reichte den Hörer dann an Mike weiter.

»Hunter?«

»Murray hier. Wer… Mike? Mike Hunter?« Mike konnte sich direkt vorstellen, wie der ewig griesgrämige Inspektor jetzt hinter seinem Schreibtisch hockte und in den Hörer schrie. Murray war ein seltsamer Mensch – äußerlich fast ständig übel gelaunt, bärbeißig und ganz der Typ, den man im allgemeinen als Kinderschreck bezeichnen würde. Aber Mike und Damona hatten ihn auch von seiner anderen Seite kennengelernt. Murray war ein Mensch, auf den man sich hundertprozentig verlassen konnte. Und er hatte ein Gespür für die Wahrheit. Wenn er glaubte, daß irgend etwas nicht in Ordnung war, dann war er auch bereit, unkonventionelle Methoden anzuwenden.

»Ich habe ein kleines Problem«, sagte Mike. »Ich sitze hier in der Obhut von zwei deiner Kollegen fest, die mich anscheinend für einen verkappten Mafioso oder so etwas halten.« Er erzählte Murray in knappen Worten, was geschehen war. Der Inspektor knurrte.

»Ich weiß nicht, ob ich dir da helfen kann, Mike. Aber ich werde es versuchen. Gib mir Carrinforth.«

Mike reichte den Hörer über den Tisch und wartete. Carrinforths Anteil an dem Gespräch beschränkte sich auf ein gelegentliches Ja oder Nein, aber sein Gesichtsausdruck wurde zunehmend finsterer.

Schließlich hängte er ein, ließ sich zurückfallen und trommelte wütend mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte.

»Eigentlich sollte ich Sie jetzt erst recht verhaften«, sagte er gepreßt. »Murray ist nicht mein Vorgesetzter. Und daß er zufällig beim Yard arbeitet, ändert nichts an der Tatsache, daß er mir nichts zu sagen hat.« Er brach ab, musterte Mike durchdringend und stand dann schwerfällig auf. »Aber ich will Ihnen eine Chance geben. Murray scheint ja große Stücke auf Sie zu halten. Sie können nach Kings Castle fahren, Mister Hunter.«

Mike atmete innerlich auf. Er konnte sich lebhaft vorstellen, wie Murray mit seinem Kollegen gesprochen hatte.

»Allerdings«, fügte Carrinforth hinzu, »werden wir Sie begleiten. Und gnade Ihnen Gott, wenn das nur ein weiterer Trick war.«

***

Jim Purprose blieb wie angewurzelt stehen, als er die oberste Treppenstufe erreicht hatte. Die Beleuchtung hier oben war denkbar schlecht – aus der Eingangshalle drang kaum Licht herauf, und in der schattigen Dämmerung konnte er die zusammengekauerte Gestalt an der Wand kaum erkennen. Aber Purprose war ein vorsichtiger Mann. Der Hadespriester hatte ihm und Vearn eingeschärft, behutsam vorzugehen, und das, was Henry passiert war, war ihm eine weitere Warnung gewesen. Damona King war lebensgefährlich – nicht nur für einen achtzigjährigen Butler.

»Hast du sie?« drang Vearns Stimme aus dem Erdgeschoß zu ihm herauf. Purprose reagierte nicht. Er ließ das Treppengeländer los, zögerte und machte einen vorsichtigen Schritt. Die Gestalt an der Wand rührte sich nicht, aber das konnte ein Trick sein. Er würde jedenfalls achtgeben und sich nicht überrumpeln lassen.

»Hast du sie gefunden?« fragte Vearn noch einmal. Seine Stimme klang ungeduldig.

Purprose näherte sich der reglosen Gestalt behutsam. Damonas Kopf war kraftlos auf die Brust gesunken. Ihre Hände hatten sich in den Teppich gekrallt, und in ihren offenstehenden Augen stand ein entsetzter, verängstigter Ausdruck. Ihr Gesicht wirkte blaß und

wächsern. Purprose ging vorsichtig in die Hocke und berührte sie an der Schulter.

»Verdammt noch mal – warum sagst du nichts? Stimmt was nicht?« rief Vearn. Purprose hörte, wie seine Schuhe auf den Marmorfliesen der Eingangshalle klapperten. Dann kam er mit schnellen Schritten die Treppe herauf.

Aber darauf achtete der Diener des Hades kaum. Seine Hand lag noch immer auf Damonas Schulter. Aber er hatte jetzt keine Angst mehr, daß ihm die junge Konzernerbin eine Falle stellte. Damona würde überhaupt niemanden mehr überlisten.

Er rührte sich auch nicht, als Vearn die Treppe emporgestürmt kam und schweratmend hinter ihm stehenblieb. Seine Mundwinkel zuckten nervös, und sein Atem ging schwer und stoßweise.

»Warum antwortest du nicht? Ich…« Er brach verblüfft ab, als er die reglose Gestalt vor Purprose erblickte. »Du hast sie gefunden. Gut.«

Purprose schluckte, zog langsam seine Hand zurück und stand umständlich auf. Er war bleich. Auf seiner Stirn glitzerte plötzlich Schweiß. »Sie ist tot«, sagte er leise.

Vearn zuckte zusammen. »Aber…«

»Der Schlaftrunk muß ein bißchen zu stark gewirkt haben«, sagte Purprose. »Sie ist tot.«

Vearn schluckte. »Aber das ist doch unmöglich. So stark war das Mittel nicht! Du mußt dich irren!« Er sprang mit einem Satz an Purprose vorbei, kniete neben der reglosen Gestalt nieder und betastete hastig ihr Gesicht, ihren Puls. »Dieser senile alte Trottel hat sie vergiftet«, sagte er wütend. »Wahrscheinlich hat er die ganze Flasche in die Tasse gekippt. Mist!« Er stand auf, ballte wütend die Fäuste und starrte zu Boden.

»Und was machen wir jetzt?«

Purprose lachte humorlos auf. »Wir nehmen sie mit, was sonst.«

»Du hast Humor. Was glaubst du, was uns passiert, wenn wir mit einer Leiche zurückkommen? Er wird uns umbringen.«

Purprose nickte widerwillig. »Aber das wird er auch tun, wenn wir mit leeren Händen wiederkommen. Vielleicht haben wir eine Chance. Schließlich war es nicht unsere Schuld. Wir nehmen Sie mit. Komm!« Er bückte sich, griff unter Damonas Schultern und hob sie ächzend an.

»Nimm die Füße. Wir tragen sie zum Wagen.«

Vearn gehorchte widerwillig. Gemeinsam trugen sie den leblosen Körper die Treppe hinunter und aus dem Haus. Vearn wollte den Wagenschlag öffnen, aber Purprose schüttelte hastig den Kopf. »Wir legen sie auf die Ladefläche. Ich möchte nicht gerne mit einer Toten im Führerhaus sitzen.«

Die beiden Männer luden Damona auf die Ladefläche des Jeep, breiteten eine Decke über ihr aus und fuhren los.

Keiner von ihnen sprach ein Wort, während der Wagen vom Burghof rollte und Kurs auf Marnockfearn nahm. Sie waren beide viel zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Sie wußten, daß Medusas Bruder toben würde, wenn sie statt mit einer Gefangenen mit einer Toten zurückkamen. Es war gut möglich, daß er in seiner Wut so weit ging, sie zu töten. Und trotzdem dachte keiner von ihnen an Flucht. Ein einziger Blick in das Gesicht des Unheimlichen hatte gereicht, um ihren Willen vollkommen zu brechen und sie hundertprozentig unter seine Kontrolle zu bringen. Dabei war ihre Fähigkeit, logisch zu denken und eigene Entscheidungen zu treffen, keineswegs beeinträchtigt. Sie waren nur zu ergebenen Sklaven geworden, ohne dabei, wie viele Besessene, zu willenlosen Robotern herabzusinken.

Und noch etwas hatte sich geändert. Der Anblick dieses grauenhaften Gesichtes schien jedes bißchen Menschlichkeit und Wärme aus ihren Seelen herausgebrannt zu haben. Weder Vearn noch Purprose empfanden bei dem Gedanken an die Tote auf der Ladefläche so etwas wie Mitleid oder Schuld. Sie waren zu Dienern des Bösen geworden, denen Begriffe wie Menschlichkeit und Liebe fremd waren.

Der Wagen bog kurz vor Marnockfearn ab und drang in den Wald ein. Trotz des hellen Nachmittags war es hier schattig, fast dunkel.

Die dichten, ineinander verwachsenen Baumkronen filterten das Sonnenlicht zu einem verwirrenden Muster aus Gold und Grün. Der Weg wurde nach wenigen hundert Metern so schmal, daß selbst der geländegängige Wagen kaum noch vorwärts kam. Früher einmal mußte hier eine gut ausgebaute Straße gewesen sein, aber die Natur hatte sich ihr verlorengegangenes Terrain geduldig zurückerobert.

Der Asphalt war geborsten, von nachwachsendem Unkraut und Pilzen gesprengt oder schlichtweg überwuchert worden. Büsche und kleinere Bäume hatten in den Rissen Fuß gefaßt. Der Wagen wurde langsamer, brach mühsam durch Unterholz und Gebüsch und kam schließlich ganz zum Stehen.

Purprose schaltete den Motor aus und öffnete die Tür. Vor ihnen lag die zerfallene Ruine eines ehemals großen Anwesens. Die Grundmauern waren noch zu sehen, aber selbst hier hatte die Natur wieder Fuß gefaßt. Gras und Moos überwucherten die verrottenden Steine, und dort, wo sich früher der Innenhof befunden hatte, wuchsen jetzt wieder Bäume. Und es war still. Selbst Purprose und Vearn fiel die unnatürliche Ruhe auf. Es war, als hielte die Natur in weitem Umkreis den Atem an. Der Gesang der Vögel, das leise Knacken von Zweigen, das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln waren verstummt. Dafür lastete etwas über der Lichtung. Eine seltsame, unirdische Spannung, sie sich wie ein Feld unsichtbarer, knisternder Elektrizität über die verlassene Ruine gelegt hatte. Purprose schauderte. Er hatte plötzlich das Gefühl, von einer Million

unsichtbarer Augen beobachtet zu werden.

»Komm«, sagte er hastig. »Hilf mir.« Er ging um den Wagen herum, schlug die Decke beiseite und griff nach Damonas Armen.

Er sah die Bewegung nicht einmal. Damonas Fuß zuckte hoch, hämmerte unter sein Kinn und schmetterte ihn zurück. Er war bewußtlos, ehe er auf dem Boden aufschlug.

***

»Sie könnten mir wirklich langsam erklären, was nun eigentlich passiert ist«, sagte Carrinforth. Er drehte sich mühsam um, legte den Arm auf die Lehne des Beifahrersitzes und grinste Mike unschuldig an. »Wenn wir Sie schon kostenlos nach Hause fahren…«

»Ich hätte mir gerne ein Taxi genommen. Oder einen Mietwagen.«

»So wie Sie fahren, ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß Sie so auch ankommen«, gab Carrinforth ungerührt zurück.

Mike drehte sich weg und starrte finster aus dem Wagenfenster.

Sie fuhren auf der Landstraße in nördlicher Richtung. Die Landschaft surrte seit einer halben Stunde mit monotoner Gleichförmigkeit an ihnen vorüber. Barnes fuhr nicht sonderlich schnell; im Gegenteil. Er ließ sich Zeit, blieb meistens zehn Prozent unter der erlaubten Höchstgeschwindigkeit und schien ansonsten die Fahrt zu genießen. Dabei brannte Mike die Zeit unter den Fingern. Er hatte noch einmal versucht, auf Kings Castle anzurufen, ehe sie abgefahren waren. Aber es hatte sich niemand gemeldet. Er wußte zwar, daß die beiden Dienstmädchen ihren freien Tag hatten, aber wenigstens Henry hätte auf dem Schloß sein müssen. Der Butler verließ das Schloß eigentlich nie – und erst recht nicht an einem Tag wie heute.

Das Autotelefon summte. Carrinforth drehte sich ächzend um, langte nach dem Hörer und meldete sich.

»Ihre Freundin ist gesichtet worden«, sagte er, nachdem er wieder eingehängt hatte.

»Claire?«

»Zumindest der Wagen, den sie gestohlen hat«, antwortete Carrinforth. »Sie fährt in nördlicher Richtung.« Er klappte das Handschuhfach auf, kramte eine Karte hervor und faltete sie umständlich auseinander.

»Hier«, sagte er und stieß mit seinem dicken Zeigefinger auf einen bestimmten Punkt. »Gar nicht weit von uns entfernt. Sie muß recht langsam gefahren sein.«

»Vermutlich hat sie Nebenstraßen genommen, um nicht entdeckt zu werden«, sagte Barnes. »Trotzdem ziemlich dumm von ihr, in einem geklauten Wagen durch die Gegend zu fahren. Möchte wissen, was sie sich dabei gedacht hat.«

»Wir werden sie fragen«, antwortete Carrinforth. »Soweit wir sie

haben.«

»Sie lassen sie verfolgen?« fragte Mike.

Carrinforth schüttelte den Kopf. »So dumm bin ich nun auch wieder nicht. Wir wissen, wo sie ist. Aber ich möchte gerne wissen, wo sie so eilig hin will.« Er warf Barnes einen auffordernden Blick zu.

»Drück auf die Tube, Junge. Mit etwas Glück holen wir sie ein.«

Barnes nickte, griff zum Armaturenbrett und schaltete Blaulicht und Sirene ein, ehe er Gas gab. Der Wagen zog auf die Überholspur hinaus und preschte los.

»Es wird Ihnen ja hoffentlich nichts ausmachen, schnell zu fahren«, grinste Carrinforth. »Aber das sind Sie ja gewohnt.«

Mike zog es vor, nicht zu antworten.

***

Damona stemmte sich hoch, verlor das Gleichgewicht und fiel vom Wagen. Der Aufprall schickte einen scharfen warnenden Schmerz durch ihren Körper, aber davon spürte sie kaum etwas. Ihr Kopf dröhnte. In ihrem Inneren war eine eisige, lähmende Kälte, etwas, das weit über das rein Körperliche hinausging. Ein schleichender, leiser Terror, das Echo der anderen Welt, in der sie für endlose Minuten gewesen war. Selbst die Erinnerung daran ließ sie stöhnen.

Ihr Körper war für wenige Minuten klinisch tot gewesen. Es war einer jener Hexensprüche gewesen, von denen ihr ihre Mutter erzählt hatte, eines der größten Geheimnisse der Hexenkunst. Ein Spruch, der einen Menschen für kurze Augenblicke in einen totenähnlichen Schlaf verfallen ließ.

Aber selbst ihre Mutter Vanessa war nicht absolut sicher gewesen, daß dieser Bannspruch auch funktionierte.

Damona schüttelte grimmig den Kopf und stemmte sich auf Hände und Knie hoch. Sie hatte später Zeit, dem Schicksal zu danken.

Im Augenblick hatte sie wahrhaftig andere Sorgen. Sie war so ziemlich im unglücklichsten Augenblick überhaupt erwacht. Natürlich hatte sie gehofft, daß die beiden Männer die vermeintliche Leiche liegenlassen würden. Aber sie hatten es nicht getan.

Sie sprang auf, sah sich hastig nach allen Seiten um und versuchte einen Fluchtweg zu entdecken. Sie hatte keine Ahnung, wo sie war – obwohl sie hier in der Gegend aufgewachsen war, kannte sie weder den Wald noch diese Ruine. Aber das spielte jetzt keine Rolle. Sie mußte weg hier, ehe sich der zweite Kidnapper von seiner Überraschung erholte. Der Mann stand immer noch auf der anderen Seite des Wagens, starrte sie aus hervorquellenden Augen an und hielt sich krampfhaft an der Autotür fest. Er sah aus wie jemand, der jeden Augenblick in Ohnmacht fällt.

Aber diesen Gefallen tat er ihr nicht. Er japste, ließ die Tür los und

setzte sich mit schwerfälligen Schritten in Bewegung.

Damona wich einen halben Schritt zurück. »Versuchen Sie es lieber nicht«, warnte sie.

Aber Vearn schien ihre Worte gar nicht zu hören. Er kam weiter auf sie zu – bleich, zitternd und scheinbar halb gelähmt vor Angst und Unglauben, aber unbarmherzig. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß, und seine ausgestreckten Hände hatten sich zu Krallen verkrümmt.

Damona duckte sich. Sie wußte, daß es keinen Sinn hatte, davonzulaufen. Sie kannte sich hier im Wald nicht aus, und der Mann war garantiert schneller als sie. Da war es schon besser, zu kämpfen, solange sie noch den Vorteil der Überraschung auf ihrer Seite hatte.

Sie sprang mit einem wütenden Satz auf Vearn zu, täuschte mit der Faust an und trat dann blitzschnell zu. Vearn riß instinktiv die Hände hoch, um sein Gesicht zu decken. Damonas Fuß beschrieb einen perfekten Halbbogen und landete mit vernichtender Wut in seinem Magen.

Der Treffer ließ den Mann meterweit zurücktaumeln. Er japste, verzog das Gesicht und krampfte die Hände über dem Bauch zusammen. Sein Gesicht war mit einem Mal kalkweiß. Aber Steven Vearn war härter im Nehmen, als Damona geglaubt hatte. Er schüttelte sich wie eine nasse Katze, richtete sich mühsam auf und drang dann erneut auf Damona ein. Das Erstaunen in seinem Blick war kalter Wut gewichen.

»Das wird dir noch leid tun, Hexe«, zischte er. »Ich schlag dir den Schädel ein!«

Damona hatte den Eindruck, daß der Mann durchaus in der Lage war, seine Drohung wahrzumachen. Seine Fäuste schienen kräftig genug zu sein, um einen Ochsen niederzuringen, und das, was ihm Damona an Kampftechnik voraus hatte, machte er durch Körperkraft und Wut mehr als wett.

Vearn drang mit einem wütenden Schrei auf sie ein. Damona sprang zurück, stellte ihm ein Bein und trat gleichzeitig nach seinen Kniekehlen. Aber diesmal hatte sie ihren Gegner unterschätzt. Der Mann stolperte zwar, aber er griff noch im Hinfallen nach ihrem Fuß und riß sie mit sich zu Boden. Sie prallten nebeneinander auf. Damona schlug blind mit dem Ellbogen zu, traf auf etwas Weiches und registrierte zufrieden den schmerzhaften Seufzer Vearns. Aber der Griff um ihr Fußgelenk lockerte sich nicht. Bei Vearns Statur konnten ihre Schläge nicht mehr als schmerzhafte Nadelstiche sein. Sie rollte herum, verrenkte sich dabei fast den Fuß und hackte mit der Handkante nach Vearns Hals.

Der Treffer schien den Mann ernsthaft zu erschüttern. Er sank zurück, ließ ihren Fuß los und stieß ein schreckliches Gurgeln aus.

Sie sprang auf. Vearn verdrehte die Augen, rang keuchend nach Atem

und versuchte sich hochzustemmen. Aber seine Arme schienen das Gewicht seines Körpers nicht mehr tragen zu können. Sie knickten ein, und Vearn fiel abermals zurück. Seine Arme und Beine zuckten wie unter einem Krampf, und die Geräusche, die aus seiner Brust drangen, ließen Damona erschauern. Aber dieser Zustand dauerte nur einen Augenblick. Vearn erholte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Es war fast, als flösse ihm von irgendwoher neue Kraft zu, als erhielte sein Körper von außen neue Energien, die die Wirkung des Treffers kompensierten.

Damona wich entsetzt zurück, als Vearn aufstand. Sein Gesicht wirkte plötzlich leer; das Antlitz einer Puppe, eines seelenlosen Automaten, der von einer höheren Macht gelenkt wurde.

Vearns Hände zuckten vor. Damona versuchte auszuweichen, aber sie war nicht schnell genug. Die Klauenhände griffen nach ihren Handgelenken und preßten sie mit übermenschlicher Kraft zusammen. Ein grauenhafter Schmerz zuckte durch ihre Arme. Sie schrie auf, trat nach Vearns Schienbein und taumelte zurück, als der Mann plötzlich ihr Handgelenk losließ und sie brutal ins Gesicht schlug. Sie versuchte noch einmal, sich zu wehren, aber Vearn schien jetzt jede Rücksicht aufgegeben zu haben. Seine Hand klatschte drei- viermal in ihr Gesicht, dann trieb ihr ein brutaler Faustschlag die Luft aus den Rippen. Sie fiel auf die Knie, krümmte sich zusammen und hob schützend die Hand über den Kopf, als Vearns Schläge weiter auf sie niederprasselten.

»GENUG!«

Vearn erstarrte. Sein zum Schlag erhobener Arm sackte kraftlos herunter, und die Wut in seinen Augen wich Bestürzung und Angst.

»Du sollst sie herbringen, nicht totschlagen«, sagte eine Stimme.

Damona drehte mühsam den Kopf. Zwischen den überwachsenen Ruinen war eine schlanke, dunkel gekleidete Gestalt aufgetaucht.

Der Oberkörper lag im Schatten, so daß Damona das Gesicht nicht erkennen konnte. Irgend etwas Seltsames schien den Mann zu umgeben. Eine unsichtbare, dunkle Aura, die Ausstrahlung böser, dämonischer Macht und Gewalt. Seine Stimme kam ihr vage bekannt vor.

»Bring sie her!«

Der Mann drehte sich um und schien im Boden zu versinken. Es dauerte einen Moment, ehe Damona merkte, daß er mit schnellen Schritten eine Treppe hinunterstieg. Unter der Ruine mußte es also noch einen unzerstörten Kellerraum geben.

Vearn riß sie grob auf die Füße und stieß sie vor sich her. Damona dachte für einen winzigen Augenblick an Flucht, aber ihr war klar, wie hoffnungslos dieses Vorhaben war. Noch einmal würde sie den Mann nicht überrumpeln können.

Purprose erwachte stöhnend, als sie an ihm vorbeikamen. Vearn blieb einen Augenblick lang stehen, trat ihm unsanft in die Rippen und wartete, bis der andere aufgestanden war. Dann gingen sie zu dritt weiter.

Ihre Vermutung war richtig gewesen. Inmitten der Trümmer befand sich eine schmale, steile Treppe, die zu einer wuchtigen Holztür hinunterführte. Damona blieb unwillkürlich stehen, aber Vearn stieß sie rücksichtslos weiter. Sie stolperte die Treppe hinunter. Ein Schwall eisiger, feuchter Luft schlug ihr entgegen, als sie das unterirdische Gewölbe betrat. Die Luft war stickig. Es roch nach Moder und Verfall. Jahrzehntealte Spinnweben bildeten einen dichten, grauen Vorhang vor den Wänden, und der Boden war fast knöcheltief mit Staub bedeckt. Eine einsame Fackel brannte in einem Halter neben der Tür, aber das flackernde Licht kämpfte vergeblich gegen die Dunkelheit an, die wie eine schwarze, unheimliche Masse in Winkeln und Ecken nistete. Damona fröstelte, aber das lag nicht allein an der Kälte, die in dem unterirdischen Gewölbe herrschte.

»Weiter«, knurrte Vearn. Er deutete auf einen niedrigen Durchgang am anderen Ende des Raumes, hinter *dem* rötliche Helligkeit flackerte. Damona ging zögernd vor den beiden Männern her. Der Raum war groß, größer als es beim Betreten den Anschein gehabt hatte. Es dauerte fast eine Minute, ehe sie den Durchgang erreicht hatten, und jeder Schritt, jede Sekunde schien sich zur Ewigkeit zu dehnen. Damonas Herz begann zu hämmern. Sie hatte nur einen kurzen Blick auf den Unheimlichen erhascht, aber die grauenhafte Aura, die ihn umgeben hatte, ließ sie jetzt noch schaudern. Der Mann – wenn es überhaupt ein Mann war – war kein normaler Dämon gewesen, kein normaler Bote des Bösen. Damona hatte nur einmal eine derartige Ausstrahlung schwarzer Magie erlebt… bei einem Moordrohr!

Aber die Blutgötter der Alten Erde traten nicht in menschlicher Gestalt auf. Niemand wußte, wie sie wirklich aussahen, und wahrscheinlich würde auch niemand den wirklichen Anblick dieser grausamen Super-Dämonen ertragen. Aber es war ihre Aura gewesen, die charakteristische Ausstrahlung, die diese blutrünstigen Dämonen der Vorzeit umgab. Damona unterdrückte ein Stöhnen. In letzter Zeit war so viel geschehen, so viel Neues auf sie eingestürmt, daß sie diese alten Feinde fast vergessen hatte. Ein Fehler, der ihr vielleicht das Leben kosten würde.

Sie gingen durch die Tür und betraten einen schmalen, von stickiger Luft und wirbelndem Staub erfüllten Korridor. Die Decke war so niedrig, daß sie gebückt gehen mußten. Dahinter lag ein niedriger, rechteckiger Raum. Die Wände waren feucht; roh bearbeiteter Stein, in den jemand mit wenig künstlerischem Geschick Bilder geritzt hatte – Dämonenfratzen, seltsame bizarre Gestalten und Dinge, für die

Damona kein Name einfiel. Eine Anzahl niedriger, halbrunder Nischen zog sich rund um den Raum. Die meisten waren leer, aber in einer glaubte Damona etwas zu erkennen, das sie vage an eine menschliche Gestalt erinnerte. Daran – aber auch an etwas anderes.

Das Licht war zu schwach, um Einzelheiten erkennen zu können, aber Damona hatte den Eindruck, eine seltsam kristalline Struktur zu sehen, eine Gestalt wie aus Eis oder gefrorener Luft, die das flackernde Licht der Fackeln in allen Farben des Spektrums brach und reflektierte.

»Kommt näher!«

Damona schrak auf und fuhr herum. Im Hintergrund des Raumes stand ein mächtiger, altarähnlicher Block aus schwarzem Stein. Und dahinter, nur undeutlich im flackernden Feuerschein zu erkennen, der Mann.

Damona musterte die Gestalt verblüfft. Sie wußte jetzt, woran sie seine Stimme erinnerte.

»Du…«

»Schweig!« donnerte der Mann. Seine Stimme wurde durch die geschliffene Metallmaske vor seinem Gesicht verzerrt, aber Damona erkannte sie trotzdem.

»Du redest nur, wenn du angesprochen wirst!«

Der Mann atmete scharf ein, starrte Damona einen Herzschlag lang durchdringend an und wandte sich dann an ihre beiden Bewacher.

»Ihr habt lange gebraucht!«

Vearn schien ein Stück in sich zusammengesunken. Er sah nervös zu Boden, rang mit den Händen und scharrte mit den Schuhspitzen im Staub. »Es gab… Schwierigkeiten.«

»Idiot«, sagte der Maskenträger emotionslos. »Ihr habt versagt. Wenn ich nicht eingegriffen hätte, wäre sie entkommen.« Seine Stimme hob sich um eine Nuance. »Durch eure Schuld wären meine Pläne fast gestört worden!«

Vearn zitterte. »Ja, Herr«, wisperte er fast unhörbar.

»Aber darüber reden wir später. Zuerst zu dir!« Sein Kopf ruckte in einer abgehackten Bewegung herum. Trotz der Maske vor seinem Gesicht glaubte Damona den Triumph zu spüren, den er empfand.

»Du wirst dich gewundert haben, weshalb ich dich holen ließ.«

Damona sog scharf die Luft ein. »Du wirst es mir sicher sagen.«

Der Mann lachte. Es klang häßlich. »Ich sehe, du hast deine Hochmütigkeit noch nicht verloren. Aber das macht nichts. Diesmal wird dich nichts mehr retten.« Er lachte wieder, kam um den Altarblock herum und baute sich dicht vor Damona auf. »Vielleicht ist es dir ein Trost, wenn ich dir sage, daß dein Tod einem großen Zweck dient. Und daß er viele Menschenleben rettet. Jedenfalls für den Moment.«

»So?«

»Du glaubst mir nicht?« Der Mann trat zurück, sah Purprose an und machte eine befehlende Geste. Damona fühlte sich plötzlich gepackt und brutal zum Altar geschleift. Die beiden Männer preßten sie auf den Stein nieder, zwangen ihre Arme und Beine nieder und fesselten sie routiniert und sicher.

»Nur, damit du nicht auf dumme Gedanken kommst«, sagte der Hadespriester. »Für eine Überraschung bist du ja immer gut, nicht wahr?«

Damona riß wütend an ihren Fesseln. Aber die beiden Männer schienen ihr Handwerk zu verstehen. Genausogut hätte sie versuchen können, den Altarblock aus dem Boden zu reißen.

»Wir unterhalten uns später«, sagte der Unheimliche. Er drehte sich um, winkte die beiden Männer mit einer knappen Geste zu sich heran und deutete zur Tür. »Durch eure Dummheit ist viel Zeit verlorengegangen. Wertvolle Zeit. Wir müssen unsere Pläne ändern.«

Er sah Vearn an. »Du holst die anderen her. Wir werden sofort mit der Zeremonie beginnen.«

Vearn drehte sich um und verließ mit eiligen Schritten den Raum.

Er schien froh zu sein, aus dem unheimlichen Gewölbe verschwinden zu können.

Purprose wollte seinem Kumpan folgen, aber der Maskierte hielt ihn mit einer raschen Bewegung zurück.

»Du bleibst.«

Purprose erstarrte. Damona konnte sehen, wie er unter seiner Sonnenbräune bleich wurde. Seine Lippen zitterten.

»Du hast versagt, Jim Purprose. Jämmerlich versagt. Ein Verhalten, das einem Mitglied des Bundes der Dreizehn nicht würdig ist. Ich kann es mir nicht leisten, Versager in meiner Nähe zu haben. Nur die Besten dürfen den wahren Herrschern dienen.«

Purprose begann stärker zu zittern. »Aber…«

»Schweig! Du kennst die Strafe!«

Der Mann hob die Hände zum Gesicht. Purprose stieß einen leisen, wimmernden Schrei aus und wich zur Tür zurück. Seine Augen waren entsetzt geweitet.

»Sieh mich an, Jim! Sieh mich an!«

Damona konnte nicht sehen, was sich hinter der Maske verbarg, die der Mann absetzte. Aber sie sah das fassungslose Entsetzen in Purproses Augen, als sein Blick auf das Gesicht des Unheimlichen fiel. Den beginnenden Wahnsinn, das unmenschliche, unbeschreibliche Grauen. Purprose schrie auf. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer unmenschlichen Grimasse, und seine Augen schienen aus den Höhlen zu quellen. Er brach in die Knie, stieß ein gräßliches Wimmern aus und hob abwehrend die Hände.

»Es ist sinnlos«, krächzte der Unheimliche. »Komm, Jim.« Er streckte die Hand aus. Purprose stand wie unter einem inneren Zwang auf und folgte dem Unheimlichen. Sie gingen zu einer der Nischen. Purprose setzte sich hinein. Sein Gesicht war kalkweiß, aber er hatte aufgehört zu wimmern.

»Deine Hand«, forderte der Priester.

Purprose streckte gehorsam die Hand aus.

Die Veränderung begann, als sich ihre Fingerspitzen berührten.

Purproses Haut veränderte sich. Zuerst schien alle Farbe aus ihr zu weichen. Sie wurde bleich, hell, schließlich weiß. Für einen Moment schien sich die Gestalt des Mannes mit einer glitzernden Raureifschicht zu überziehen. Seine Augen beschlugen, wurden blind. Das Haar erstarrte knisternd zu einer weißen, drahtigen Masse.

Der Mann erstarrte zu Eis! durchfuhr es Damona. Sein Körper verwandelte sich in phantastischer Schnelligkeit in eine lebensgroße Kristallstatue! Sie wußte plötzlich, daß sie sich vorhin nicht getäuscht hatte – die Gestalt in der anderen Nische war wirklich aus Kristall. Und sie wußte jetzt auch, wen sie vor sich hatte: *Medusas Bruder. Ein lebendes, männliches Gegenstück der legendären Medusa!*

Die Veränderung war abgeschlossen. Purprose war vollkommen zu Kristall erstarrt. Der Priester hob die Hände, setzte behutsam die Maske wieder auf und drehte sich dann zu Damona um. Die Augen hinter den schmalen Schlitzen leuchteten triumphierend.

»Ich hoffe, diese kleine Vorstellung hat dir gefallen, Damona«, sagte er spöttisch. »Schließlich bekommt nicht jeder Mensch die Gelegenheit, seinen Tod schon vorher selbst mitzuerleben.«

Damona stöhnte. »Warum?«

»Warum? Du willst eine Erklärung?« Er zögerte, griff dann langsam nach oben und setzte die Maske ab.

»Du wirst sie bekommen«, sagte Thomas Warner.

***

Carrinforth faltete die Karte zusammen, warf sie achtlos vor sich auf das Armaturenbrett und zündete sich eine Zigarette an. »Wir müssen in wenigen Augenblicken da sein«, sagte er. »Nach der nächsten Biegung müßten wir sie sehen.«

»Sind Sie sicher?« fragte Mike.

»Warum nicht?«

Hunter zuckte mit den Achseln. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand meilenweit verfolgt wird und nichts davon merkt.«

»Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß jemand so dämlich ist, mit einem geklauten Polizeiwagen stundenlang auf dem Highway herumzugondeln«, versetzt Barnes. »Und trotzdem tut sie es.« Er griff nach vorne, schaltete die Sirene und das Blaulicht aus und nahm Gas

weg. »Sie muß ja nicht sofort merken, daß wir hinter ihr her sind.«

Carrinforth drehte sich zu Mike um. »Wohin führt diese Straße?«

»Nach Marnockfearn. Und dann direkt zu Kings Castle.«

»Sie glauben, sie will dorthin?«

»Ich vermute es. Sagen wir, ich hoffe es«, verbesserte sich Mike.

Carrinforths Blick wurde besorgt. »Sie glauben, es wäre etwas passiert?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich habe ein ungutes Gefühl. Ich habe mehrmals angerufen, ohne daß sich jemand gemeldet hätte. Und Claires Verhalten macht mir Kopfzerbrechen.«

»Mir auch«, nickte Barnes. »Dort vorne ist sie übrigens.« Er deutete mit der Linken nach vorne. Mike verrenkte sich fast den Hals, um über Carrinforths Schulter durch die Windschutzscheibe sehen zu können. Der Polizeiwagen, den Claire gestohlen hatte, fuhr vielleicht eine halbe Meile vor ihnen auf der Straße. Claire schien von der Verfolgung wirklich noch nichts gemerkt zu haben. Sie fuhr zwar schnell, aber nicht so schnell, um aufzufallen.

»Wahnsinn«, murmelte Barnes. »Wir hätten sie längst verhaften sollen. Wenn das rauskommt, können wir demnächst wieder als Streifenpolizisten arbeiten.«

Carrinforth schmunzelte. »Riskieren wir es. Bis Marnockfearn sind es nur ein paar Meilen. Wenn sich bis dahin nichts tut, schnappen wir sie uns.«

Sie fuhren eine Zeitlang schweigend hinter Claires Wagen her.

Mike konnte die Nervosität, die von Barnes und Carrinforth Besitz ergriffen hatte, direkt spüren. Er war fast froh, als das Ortsschild von Marnockfearn endlich vor ihnen auftauchte.

Der Ort bestand im Grunde nur aus einer einzigen breiten Straße.

Es gab ein Gasthaus, eine Tankstelle und zwei kleine Läden, in denen die Bewohner Dinge des täglichen Lebens kaufen konnten. Aber Claire schien nicht vorzuhaben, irgendwo zu halten. Sie verringerte zwar das Tempo ein wenig, hielt aber ansonsten stur Kurs auf den Ortsausgang. Und Kings Castle, dachte Mike finster. Sein Verdacht begann sich zu erhärten. Was immer auf dem Schloß vorging –Claire wußte davon. Und sie hatte den Unfall augenscheinlich nur inszeniert, um ihn abzuschütteln.

»Okay«, sagte Carrinforth. »Schließen Sie auf, Barnes. Es reicht. Wir kaufen uns die Kleine.«

»Ich will es versuchen«, sagte Barnes ruhig. »Aber sie hat etwas gemerkt. Sie gibt Gas.«

Er deutete nach vorne. Claires Wagen beschleunigte wie wild.

***

»Ich habe dir eine Erklärung versprochen, und du wirst sie

bekommen«, sagte Thomas. Ein häßliches Lächeln spielte über sein Gesicht.

»Schließlich ist es das Mindeste, was ich dir schuldig bin. Ohne dich und deinen Freund Mike säße ich wohl immer noch in der Obhut des guten Doktor Waynedals.«

Damona versuchte vergeblich, den Blick von Thomas Gesicht zu nehmen…

Dieses Gesicht…

Mein Gott – wie sehr hatte sie mit ihrer Vermutung ins Schwarze getroffen. Dieser Mann *war* Medusas Bruder. Niemand konnte den Anblick dieses Gesichts ertragen. Sie spürte, wie auch in ihr langsam der Wahnsinn emporkroch, wie sich ihre Seele, ihr Verstand unter dem unerträglichen Anblick krümmten. Niemand konnte dieses Antlitz länger als ein paar Augenblicke ansehen, ohne zu erstarren.

Thomas setzte die Maske mit einer fließenden Bewegung wieder auf.

Damona seufzte erleichtert und schloß die Augen. Hinter ihrer Stirn tobte noch immer das Chaos. Sie wußte, daß sie den Anblick nicht mehr lange ertragen hätte.

»Warum?« stöhnte sie leise. »Warum das, Thomas. Warum hast du uns die ganze Zeit getäuscht?«

»Ich habe euch nicht getäuscht. Ich…« Er brach ab, schüttelte den Kopf und sah Damona nachdenklich an. »Ihr habt mich für verrückt gehalten«, begann er dann. »Und der Thomas Warner, den ihr gekannt habt, war es auch. Aber ich bin nicht Thomas Warner. Nicht der Thomas, den du gekannt hast. Oder vielleicht sage ich es besser umgekehrt. Der Thomas Warner, den ihr kennt, ist nicht der echte.«

»Dann bist du…«

»Ihr habt einmal vermutet, daß meine Eltern Dämonen waren«, sagte Thomas leise. »Ihr hattet recht – zum Teil wenigstens. Aber ich war gefangen. Gefangen in meinem eigenen Körper, eingekerkert durch ein schwaches, albernes menschliches Bewußtsein, unfähig, meine wahre Kraft zu entfalten. Ja, ich war wahnsinnig, aber ich bin es nicht mehr. Ich bin erwacht, Damona, endgültig.« Er lachte.

»Weißt du, was das Komische an der Situation ist, Damona? Es war ausgerechnet Mike Hunter, der mich befreite.«

Damona richtete sich auf, soweit es die Fesseln zuließen.

»Mike?«

Thomas kicherte. »Ja, Mike. Du wirst es nicht mehr erfahren, aber ich habe durch ihn zum ersten Mal Kontakt mit der wahren Macht erhalten.«

»Welche Macht?«

»Die wirklichen Herren dieser Welt werden zurückkehren«, sagte Thomas. »Sie werden endlich wiederbekommen, was ihnen von rechts wegen schon lange zusteht. Die Macht über die Welt, Damona. Macht

über Menschen und Dämonen, Macht über die Schöpfung. Die Herrschaft der Sechs Mächtigen steht bevor.«

»Wer sind diese Sechs Mächtigen?« fragte Damona.

»Ihr nanntet sie Moordrohr.«

Damona stöhnte. Die Moordrohr! Die Blutgötter. »Du willst… die Moordrohr …«

»Ich werde sie befreien, ja!« schrie Thomas. »Ich, ihr treuester Diener. Sie werden ihr Schattendasein endgültig aufgeben und ihre körperliche Erscheinungsform wieder annehmen. Jetzt sind sie mächtig, aber in ihren wirklichen Körpern sind sie unschlagbar!«

»Und du bildest dir wirklich ein, diese Bestien würden dich leben lassen?« fragte Damona fassungslos.

»Warum nicht? Ich erweise ihnen einen großen Dienst. Sie werden dankbar sein.«

»So dankbar, wie du Purprose gegenüber warst?«

Thomas zuckte zusammen. »Das war etwas anderes«, sagte er dann. Aber seine Stimme klang nicht mehr ganz so sicher wie zuvor.

»Purprose war ein Werkzeug, das seinen Dienst getan hat. Außerdem war sein Ende vorbestimmt. Ich habe es nur beschleunigt. Auch die anderen elf werden sterben. Ihre Energien werden mir die Möglichkeit geben, die Sechs Mächtigen endgültig zu materialisieren. Ihre – und deine, Damona.«

»Du wirst mich umbringen?«

»Eigentlich ist das eine Feststellung, keine Frage«, antwortete Thomas. »Aber nenne es nicht umbringen. Ich werde dich opfern, Damona. Einem höheren Zweck. Nur ein Mensch mit deiner geistigen Kapazität kommt als Opfer in Frage. Danach werden die Sechs Mächtigen herrschen. Aber davon«, sagte er nach einer wichtigen Pause, »wirst du nichts mehr merken.« Er trat zurück, lachte leise und wandte sich dann um, um den Raum zu verlassen.

Damona starrte noch lange, nachdem Thomas Warner gegangen war, auf die Nische, in der die Kristallpuppe saß. In wenigen Stunden würde auch sie so aussehen. Sie zerrte verzweifelt an ihren Fesseln, aber sie scheuerte sich nur die Haut an Hand- und Fußgelenken auf. Sie konnte nichts tun. Nur daliegen und warten.

***

Barnes schaltete fluchend die Sirene ein und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der Rover machte einen Satz. Sand und Kies flogen unter den durchdrehenden Reifen davon, während der Wagen mit aufkreischendem Motor hinter dem Polizeiwagen herschoß.

Ein paar Passanten auf der Straße zuckten zusammen und sahen sich erschreckt um, zwei drei Wagen fuhren hastig an den Straßenrand, um sie vorbeizulassen. Dann huschte das Ortsschild an ihnen vorüber.

Marnockfearn fiel hinter den beiden Wagen zurück.

»Allmählich glaube ich, daß Sie nicht gefahren sind«, preßte Barnes hervor. »Die Kleine fährt ja wie der Teufel.«

Mike nickte wortlos. Claire verlangte dem Wagen das Letzte ab.

Sie preschte mit fast achtzig Meilen über die kaum ausgebaute Straße, radierte mit kreischenden Reifen um Kurven und beschleunigte immer weiter.

»Sieht aus, als hätte sie es verdammt eilig, nach Kings Castle zu kommen«, murmelte Carrinforth. Er drehte sich um, warf Mike einen fragenden Blick zu und konzentrierte sich dann wieder auf den Wagen vor ihnen.

Sie jagten auf den Wald zu. Die Straße wurde hier noch schmaler, aber Claire schien nicht daran zu denken, mit der Geschwindigkeit herunterzugehen. Der Wagen tauchte in das dämmrige Halbdunkel zwischen den Bäumen ein, verwandelte sich in einen schwarzen, huschenden Schatten und verschwand schließlich hinter einer Biegung.

Barnes gab erbost Gas. Der Rover zog noch einmal an, und der Abstand zwischen den beiden Fahrzeugen verringerte sich weiter.

»Auf dem ersten geraden Stück erwischen wir sie«, murmelte er verbissen. »Ihr Wagen ist zu langsam.«

Mike bezweifelte das. So wie Claire fuhr, würde sie Barnes niemals vorbeilassen. Aber er kam nicht mehr dazu, seine Gedanken laut auszusprechen.

Carrinforth schrie plötzlich warnend auf. Die Bremslichter von Claires Wagen flammten vor ihnen in grellem, warnendem Rot. Der Wagen schleuderte, bremste mit irrsinnigen Werten ab und jagte schließlich auf zwei Reifen in einen kaum erkennbaren Seitenweg hinein.

Barnes versuchte ebenfalls zu bremsen, aber ihr Tempo war zu hoch. Der Rover schlitterte mit blockierenden Reifen an der Einfahrt vorbei und kam mit einem harten Ruck zum Stehen. Barnes zerbiß einen Fluch auf der Lippe, warf den Rückwärtsgang hinein und setzte zurück.

»Die reine Kamikaze-Fahrerin«, knurrte er. »Wenn sie so weitermacht, können wir sie vom nächsten Baum abkratzen.« Er bremste hart, warf den ersten Gang hinein und lenkte den Wagen auf den Seitenweg.

»Wohin führt diese Straße?« fragte Carrinforth.

Mike schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung«, sagte er. »In den Wald offensichtlich.«

Carrinforth schenkte ihm einen bösen Blick, drehte sich herum und kurbelte das Seitenfenster herunter. In seiner Hand lag plötzlich eine kleine, kurzläufige Pistole.

»Was haben Sie vor?« fragte Mike überrascht.
»Ich versuche ihr einen Reifen zu zerschießen, ehe sie sich und uns umbringt«, knurrte Carrinforth. »Wir müssen nur nahe genug herankommen.«
Der Wagen holperte über den schmalen Weg. Zweige und Gebüsch peitschten gegen die Karosserie, hämmerten dumpf gegen Scheiben und Türen. Der Wagen krachte in Schlaglöcher, sprang über Hindernisse und grub sich mahlend durch losen Sand.
Aber die wilde Jagd dauerte nicht lange. Claires Wagen tauchte so plötzlich vor ihnen auf, daß an Bremsen nicht mehr zu denken war.
Barnes riß das Steuer herum und hämmerte verzweifelt auf das Bremspedal. Der Wagen schleuderte, schrammte mit häßlichem Knirschen an dem anderen Fahrzeug vorbei und krachte schließlich gegen einen Baum. Der Aufprall schleuderte Mike gegen die Vordersitze. Die Motorhaube sprang auf. Es stank nach heißem Metall und verschmortem Gummi, und aus dem aufgeplatzten Kühler quoll eine zischende Dampfwolke.

***

Carrinforth kämpfte sich mühsam aus den Sicherheitsgurten heraus.
»Sie sollten sich mit Miß Palmer zusammentun, Barnes«, knurrte er. »Die Automobilindustrie wird ihnen beiden einen Orden verleihen.«
Barnes antwortete nicht. Er zog überflüssigerweise den Zündschlüssel ab, löste seinen Gurt und stieg ächzend aus dem Wagen.
Carrinforth und Mike folgten seinem Beispiel.
Sie standen auf einer großen, schattigen Lichtung. Ein paar unkrautüberwucherte Mauerreste kündeten davon, daß hier einstmals ein Haus gestanden haben mußte, von dem aber bis auf die Grundmauern nichts mehr zu erkennen war. Außer dem Polizeiwagen, mit dem Claire gekommen war, befanden sich noch drei weitere Fahrzeuge auf dem Platz – ein Jeep, ein ziemlich verbeulter Mini und eine deutsche Nobel-Karosse.
»Scheint, daß wir mitten in eine Versammlung platzen«, murmelte Barnes. »Nur seltsam, daß niemand zu sehen ist.« Er entsicherte seine Pistole und drehte sich einmal um seine Achse. Der Platz war völlig menschenleer. Und es stank geradezu nach einer Falle.
Ein seltsames, unbegründetes *déjà-vu* Gefühl stieg in Mike hoch. Er hatte plötzlich das Empfinden, das alles schon einmal so oder in einer ähnlichen Form erlebt zu haben. Es war ein Gefühl, als sähe er den gleichen Film ein zweites Mal mit anderen Schauspielern und einer anderen Regie, aber nach dem gleichen Drehbuch. Es war das gleiche Rezept – ein simpler Trick, um ihn auszuschalten, Ärger mit der Polizei, ein Treffpunkt irgendwo in einem einsamen Waldstück…
»Was haben Sie?« fragte Barnes. »Sie sehen plötzlich so nachdenklich

aus?«

Mike zuckte unglücklich mit den Schultern. »Ich weiß es auch nicht. Ich fühle mich hier nicht sonderlich wohl. Und…« Er brach ab. Plötzlich wußte er, wo er das alles schon einmal erlebt hatte.

Und plötzlich wußte er auch, wer hinter dem Ganzen steckte.

Es fehlte nur noch, daß ein Mann mit einer Maske auftaucht, dachte er sarkastisch. Das Geschehen trug ganz eindeutig die Handschrift des Taschi-Lin. Der Oberpriester des Seelenfressers war nach genau dem gleichen Muster vorgegangen. Und auch damals war Mike ahnungslos in die gleiche Falle gestolpert.

In den Büschen am Waldrand entstand plötzlich Bewegung. Mike wollte noch eine Warnung rufen, aber es war zu spät. Ein schwerer Körper prallte von hinten gegen ihn, riß ihn von den Füßen und begrub ihn unter sich. Noch im Hinfallen sah er, wie Carrinforth und Barnes ebenfalls angegriffen und von den Füßen gerissen wurden.

Der Kampf glich einem Alptraum. Mike schleuderte den Angreifer von sich, sprang hoch und wurde sofort von zwei weiteren Männern attackiert. Die Angreifer waren ihnen zahlenmäßig mindestens um das Dreifache überlegen. Und es waren nicht nur Männer.

Mike bekam eine Faust in den Magen, krümmte sich zusammen und wich instinktiv einem weiteren Schlag aus. Er kannte die Männer und Frauen, die sie überfallen hatten! Es waren Einwohner von Marnockfearn, Leute, die noch vor Tagen seine Bekannten, seine Freunde gewesen waren!

Aber auch Claire Palmer hatte versucht, ihn zu töten. Mike begriff, daß diese Menschen nicht mehr Herr ihres Willens waren. Sie würden ihn töten, wenn er sich nicht wehrte.

Er richtete sich auf, schüttelte eine Frau, die sich von hinten an ihn geklammert hatte, ab und schickte einen weiteren Angreifer mit einer linken Geraden zu Boden. Der Mann überschlug sich, verdrehte die Augen und blieb reglos liegen. Aber die Atempause dauerte nur Sekunden. Er sah, wie Barnes mit einem erstickten Schrei zu Boden ging und Carrinforth unter der Last von gleich drei Angreifern zusammenbrach. Dann hatte er alle Hände voll zu tun, um nicht das gleiche Schicksal zu erleiden. Mike sah sich gleich von sechs Angreifern umringt. Vier Männer, eine ältere Frau, – und Claire.

»Claire!« keuchte er. »Was…«

Die sechs griffen wie auf ein gemeinsames Kommando hin an. Wären sie überlegt vorgegangen, hätte Mike keine Chance gehabt. Aber das taten sie nicht. Sie stürmten einfach vor, behinderten sich gegenseitig und versuchten ihn niederzuringen.

Mike ließ alle Hemmungen über Bord fallen. Er sprang aus dem Stand hoch, vollführte einen Spagat in der Luft und rammte den beiden Männern rechts und links von ihm die Füße vor die Brust.

Es war fast zu leicht. Mike hämmerte einem dritten Angreifer die Handkante gegen den Hals und schlug den vierten Mann mit einem wütenden Kinnhaken k. o. Aber er hatte die beiden Frauen vergessen. Die Ältere warf sich plötzlich gegen seine Beine, riß ihn von den Füßen und klammerte sich wie eine Katze an ihm fest. Mike wälzte sich ärgerlich herum, tastete nach ihrem Hals und drückte zu. Die Frau erschlaffte unter seinen Fingern.

Aber da war auch noch Claire. Mike spürte die Bewegung mehr, als daß er sie sah. Er warf sich blitzschnell zur Seite und trat gleichzeitig mit dem Fuß nach Claires Beinen. Sie stolperte, verlor das Gleichgewicht und fiel vornüber. Der Steinbrocken, den sie in den Händen hielt, verfehlte Mikes Kopf um Zentimeter und grub sich tief in den Boden.

Mike federte hoch und war mit einem Satz bei Carrinforth. Der kurzbeinige Inspektor hielt sich erstaunlich gut. Sein Gesicht wirkte verschwollen und rot, und von seiner linken Hand tropfte Blut, aber die beiden Männer vor ihm am Boden zeigten deutlich, daß der Mann sich zu wehren verstand. Trotzdem würde er sich nicht mehr lange halten. Im Gegensatz zu seinen Gegnern hatte er augenscheinlich immer noch Hemmungen. Offensichtlich war auch ihm mittlerweile klar geworden, daß er nicht gegen normale Menschen, sondern gegen hypnotisierte Puppen kämpfte.

Mike rammte einem der Männer den Ellbogen in den Rücken und warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf den anderen. Sie fielen zu Boden und rollten aneinandergeklammert durch die Trümmer. Mike versuchte, einen wirksamen Treffer anzubringen, aber der andere wand sich wie eine Katze und wich seinen Fäusten immer wieder aus.

Dünne, knochige Hände tasteten nach Mikes Augen. Mike verdrehte den Kopf, versuchte die Hände des anderen zurückzudrehen, und bekam als Dank ein Knie in den Leib gerammt. Ein scharfer, krampfartiger Schmerz pulsierte durch seinen Körper. Er krümmte sich zusammen, ließ den anderen für einen winzigen Augenblick los und mußte drei, vier harte Schläge gegen Kopf und Brust einstecken, ehe er wieder auf die Füße kam. Aber auch der andere kam mit verblüffender Schnelligkeit wieder hoch.

Mike erkannte erst jetzt, gegen wen er da kämpfte.

»Vearn!« keuchte er. »Steven!«

Der andere erstarrte für einen Augenblick. Er kannte Mike Hunter gut, sehr gut sogar. Sie hatten gemeinsam so manche Flasche geköpft, und die beiden ungleichen Männer waren fast so etwas wie Freunde. Der Klang von Mikes Stimme schien den seltsamen Bann, unter dem er stand, für einen winzigen Augenblick gebrochen zu haben. Aber es dauerte nur Sekundenbruchteile. Dann ballte er wütend die Fäuste,

fletschte die Zähne und schlug erneut auf Mike ein.

Hunter wich Schritt für Schritt zurück. Er hatte Vearn einmal in einer relativ harmlosen Wirtshausschlägerei erlebt, und er wußte, welche mörderische Kraft in seinen riesigen Fäusten steckte. Er blockte einen wütenden Schwinger ab, schlug zurück und fiel der Länge nach hin, als Vearn mit einer blitzschnellen Bewegung auswich.

Vearn lachte häßlich und versuchte, Mike den Fuß ins Gesicht zu rammen.

Aber er führte die Bewegung nicht zu Ende. Ein dunkler, gedrungener Schatten tauchte plötzlich hinter ihm auf. Mike sah eine blitzschnelle Bewegung, das Funkeln von Metall, dann hörte er einen dumpfen Schlag.

Vearn erstarrte. Seine Augen weiteten sich ungläubig, dann kippte er stocksteif vornüber und schlug schwer auf den Boden auf.

Mike rappelte sich mühsam hoch. »Danke«, sagte er keuchend.

Carrinforth grinste und schob seinen Revolver in den Hosenbund zurück. »Gern geschehen. Außerdem war ich es Ihnen schuldig.« Er half Mike beim Aufstehen und betrachtete prüfend sein Gesicht.

»Sie sehen nicht gut aus.«

»Das Kompliment kann ich zurückgeben«, sagte Mike. »Aber vielleicht kümmern wir uns zuerst um Ihren Kollegen, ehe wir uns gegenseitig bemitleiden.«

Carrinforth drehte sich um und ging steifbeinig zu Barnes hinüber.

Der Inspektor schlug stöhnend die Augen auf, als Carrinforth sich über ihn beugte.

»Was ist passiert?« fragte er leise.

Mike grinste. »Sie waren für einen Moment weggetreten. Sie haben den unterhaltsamen Teil des Nachmittags verpaßt, fürchte ich.«

Er wurde übergangslos ernst. »Wie fühlen Sie sich?«

Barnes stand umständlich auf, tastete nach seinem Hinterkopf und verzog das Gesicht. »Blendend«, murrte er.

»Immer das gleiche mit euch jungen Leuten«, sagte Carrinforth.

»Kaum wird es ernst, hört ihr auch schon wieder auf.«

Barnes schenkte ihm einen bösen Blick, tastete noch einmal nach seinem Hinterkopf und betrachtete dann besorgt seine Finger. An seiner Haut klebte Blut.

»Ich möchte wissen, was das Ganze sollte«, murmelte er. »Sah aus, als hätte man uns absichtlich in eine Falle gelockt.«

»Meiner Meinung nach war es viel zu leicht«, sagte Carrinforth.

Barnes verzog das Gesicht. »Ach?«

Carrinforth nickte ernst. »Wir waren drei… na ja, zwei gegen zehn. Normalerweise hätten wir keine Chance haben dürfen.«

»Es waren keine normalen Gegner«, sagte Mike.

Carrinforth schwieg einen Moment. »Ich glaube, ich weiß, was Sie

meinen«, sagte er nachdenklich. »Irgend etwas stimmte nicht mit ihnen.«

»Stimmte nicht ist gut. Diese Menschen waren meine Freunde und Nachbarn. Sie haben mich niemals freiwillig angegriffen.«

»Sie meinen, man hat sie gezwungen?« fragte Barnes.

»So ungefähr. Und ich möchte wissen, wer dahintersteckt. Und was es hier Wertvolles zu entdecken gibt, daß man sich solche Mühe macht, uns auszuschalten.«

»Ich sehe nichts außer Trümmern«, sagte Carrinforth.

Barnes räusperte sich. »Ich habe einen Kellereingang entdeckt, ehe ich niedergeschlagen wurde. Dort drüben.« Er drehte sich halb um und deutete auf eine kaum sichtbare Senke zwischen den Trümmern.

Carrinforth nickte zufrieden. »Gut. Sie sind ja doch zu etwas zu gebrauchen. Machen Sie so weiter, Barnes. Vielleicht wird eines Tages doch noch ein ganz brauchbarer Polizist aus Ihnen.« Er klopfte Barnes anerkennend auf den Rücken und ging in die bezeichnete Richtung. Mike und Barnes folgten ihm.

Es war tatsächlich eine Treppe. Und sie mußte vor kurzer Zeit benutzt worden sein. Die Stufen waren von Trümmern und Staub gereinigt worden, und durch die halb offenstehende Tür drang flackerndes, rötliches Licht.

»Langsam wird die Sache interessant«, murmelte Carrinforth. Er nickte Mike auffordernd zu, zog seine Waffe und ging vorsichtig die Treppe hinunter. Vor der Tür zögerte er einen Moment.

»Barnes!«

Barnes zückte ebenfalls seine Waffe, atmete tief ein und warf sich dann mit aller Macht gegen die Tür. Sie flog auf. Barnes taumelte in den darunterliegenden Raum und warf sich blitzschnell zu Boden, während Carrinforth mit einem Satz hinterhersprang und die Waffe in Anschlag brachte.

Aber der Raum war leer. Es gab nichts außer jahrzehntealtem Staub und Spinnweben.

»Fehlanzeige«, sagte Carrinforth. Seine Stimme erzeugte ein seltsames, hallendes Echo in dem unterirdischen Gewölbe. Mike schauderte. Er konnte die Anwesenheit des Bösen geradezu riechen.

»Dort hinten ist eine Tür«, sagte Barnes. Er stand auf, klopfte sich den Staub aus dem Anzug und schlich geduckt auf den bogenförmigen Durchgang zu. Es war wie ein Bild aus einem grausamen Alptraum.

Der Raum war kleiner als der, durch den sie hierhergekommen waren, aber die tanzenden Lichtreflexe an seinen Wänden gaben ihm etwas Unheimliches, Bizarres. Ein seltsamer, schwer zu bestimmender Geruch hing in der Luft. Das Prasseln der Fackeln schien überlaut in Mikes Ohren zu gellen; ein höllischer Chor, der die musikalische Untermalung für das apokalyptische Bild schuf, das sich Mike und den

beiden Beamten bot.

Mikes Blick saugte sich für einen Moment an der hilflosen Gestalt fest, die auf dem Opferstein festgebunden war.

»Damona!«

»Ganz recht, Mike«, sagte eine Stimme hinter ihm. Mike, Barnes und Carrinforth fuhren in einer einzigen Bewegung herum.

Aus einer der Nischen, die den Raum in regelmäßigen Abständen umzogen, war eine Gestalt getreten.

Der Mann trug eine schimmernde, kostbar gearbeitete Maske vor dem Gesicht!

Mike stöhnte unterdrückt auf. Der Taschi-Lin! Es war eine getreue Wiederholung des Geschehens in China!

Der Mann lachte blechern. »Du bist überrascht, Mike? Hast du wirklich gedacht, die Angelegenheit so schnell erledigen zu können?« Er kicherte, trat aus der Nische heraus und deutete mit einer triumphierenden Geste auf Damona.

»Du siehst, daß du zu spät kommst. Ich hätte dich früher oder später sowieso holen lassen, aber wenn du freiwillig erscheinst, um das Schauspiel mitzuerleben…«

»Keine Bewegung, Mister!« zischte Carrinforth. Die Waffe in seiner Hand deutete drohend auf die spiegelnde Metallmaske.

»Ihr Spiel ist aus. Sie sind verhaftet.«

Der Maskenträger lachte. »Glauben Sie?«

»Ja, das glaube ich«, gab Carrinforth zurück. »Nehmen Sie die Hände hoch. Und setzen Sie diese alberne Maske ab!«

»Gerne.«

Damonas Warnschrei kam zu spät. Der Mann hob in einer fließenden Bewegung die Hände, griff unter die Maske und zog sie mit einem Ruck herunter.

Dahinter…

Carrinforth brüllte in irrem Entsetzen auf, taumelte zurück und ließ die Waffe fallen. Seine Augen quollen entsetzt aus den Höhlen.

Er prallte gegen die Wand, ruderte wild mit den Armen und sackte dann langsam zu Boden. Vor seinem Mund stand Schaum. Barnes brach neben ihm in die Knie, schlug die Hände vors Gesicht und krümmte sich wie unter Schmerzen. Aus seiner Kehle drang ein hohes, unmenschliches Wimmern.

Das Gesicht… dieses grauenhafte Gesicht …

Mike versuchte verzweifelt, den Blick von diesem grauenhaft schönen Antlitz zu nehmen. Es ging nicht. Eine ungeheure Macht schien seinen Willen gebrochen zu haben, ihn auszusaugen, zu verbrennen… Er stöhnte und taumelte einen halben Schritt zurück.

Sein Körper war plötzlich gelähmt, kraftlos, eine willenlose Puppe, aus der das Leben wie aus einer unsichtbaren Wunde herausfloß.

Dieses Gesicht!

Sie hatten sich geirrt! Alle Geschichtsschreiber, alle Sagen hatten das Falsche berichtet. Medusa war nicht häßlich – im Gegenteil. Dieses Gesicht war *schön*, überirdisch schön, ein menschliches Gesicht von so übernatürlicher Schönheit, daß ein normaler Geist zerbrechen mußte, wenn er dem Anblick länger als ein paar Sekunden ausgesetzt war.

»Thomas…«, stöhnte er.

Warner lachte. Selbst seine Stimme klang jetzt, als sie nicht mehr durch das Metall der Maske gefiltert wurde, warm und angenehm, berauschend schön.

Was ist die Umkehrung von Grauen? dachte Mike. *Schönheit. Eine Schönheit, die so total ist, daß sie einen menschlichen Geist zerbricht.*

Er spürte, wie sich in ihm etwas verhärtete. Irgendwo tief in seiner Seele schien sich ein harter, kalter Klumpen zu bilden, ein Gefühl, als erstarre sein Körper langsam von innen heraus zu Eis.

»Im Grunde müßte ich dir dankbar sein«, höhnte Thomas Warner.

»Du warst es, der mich geweckt hat. Als du dem Taschi-Lin gegenübergestanden hast, stand dieses dumme schwache Ding, das Thomas Warner war, in geistigem Kontakt mit dir. Seine Ausstrahlung hat mich geweckt.« Er lachte, trat zu Barnes hinüber und nahm ihm die Waffe aus den steifen Fingern. Mike sah, daß sich die Haut des Inspektors langsam mit einer glitzernden Rauhreifschicht zu überziehen begann.

»Schade, daß du die Früchte deines Tuns nicht mehr miterleben wirst«, sagte Thomas. »Aber du kannst in dem Bewußtsein sterben, daß dein Leben und das dieser beiden Narren mit dazu beigetragen hat, die wahren Herrscher dieser Welt wieder auf ihren Platz zu heben.«

Mike taumelte zurück. Ein dumpfer, lähmender Schmerz breitete sich in seinem Körper aus, griff auf Arme und Beine über. Plötzlich fror er, eine Kälte, die von innen heraus kam und jede Empfindung, jeden Gedanken in ihm abzutöten schien. Er stolperte blind zurück, prallte gegen ein Hindernis und fiel zu Boden.

Der Altar!

Er war genau gegen den schwarzen Altarstein geprallt.

Mike hob mühsam den Kopf. Die Fessel, die Damonas rechtes Handgelenk hielt, war nur wenige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt, und doch unendlich weit weg. Er versuchte die Hand zu heben, aber seine Glieder schienen sich in Blei verwandelt zu haben.

Langsam, unendlich langsam kroch seine Hand an dem schwarzen Stein empor, tastete über Damonas Handgelenk, die Fessel. Seine Finger waren taub und gefühllos. Seine Haut schimmerte wächsern, und seine Fingernägel glitzerten, als bestünden sie aus Glas.

Aber er mußte die Fessel lösen! Mike bot sein letztes bißchen

Willenskraft auf, zog und zerrte an dem Knoten. Seine Fingernägel brachen ab, splitterten. Er fühlte, wie die Lähmung in seinem Körper emporkroch, sein Herz erreichte, die Lungen lähmte. Sein Blut schien zu einer zähflüssigen Masse zu erstarren. Sein Körper war jetzt vollkommen gefühllos. Aber er zerrte weiter an dem Strick. Seine Finger waren längst zu einer unbeweglichen Kralle erstarrt, aber er zog und riß noch immer an dem Seil.

Und er hatte Erfolg! Der Strick löste sich, und Damona riß ihre Hand mit einer wütenden Bewegung vollends los.

»Das nutzt dir nichts mehr, Damona«, höhnte Thomas. »Es ist zu spät! Der Ritus der Ankunft wird vollzogen!«

Hinter ihm begann die Luft zu flimmern. Vor Damonas entsetzten Augen materialisierte eine riesige, bizarre Gestalt, deren Umrisse nur undeutlich durch einen flammenden Lichtschirm zu erkennen waren. Die Luft knisterte, als wäre sie mit elektrischer Spannung geladen.

Ein Moordrohr!

Thomas Warner lachte schrill. »Es beginnt!«

Damona warf sich verzweifelt herum, aber die diabolische Ausstrahlung dieses grauenhaft schönen Gesichtes hatte auch sie schon in ihren Bann geschlagen. Sie spürte, wie ihr Körper allmählich erstarrte, wie sich eine tödliche, lähmende Kälte über ihre Gedanken legte.

Thomas Warner trat ganz dicht an den Altar heran. Seine Augen leuchteten triumphierend.

Damona bäumte sich verzweifelt auf. Ihre Finger tasteten nach der dünnen Silberkette, verkrampften sich um den herzförmigen Anhänger. Die Kette riß. Thomas Warner schien die Gefahr im letzten Augenblick zu spüren, aber seine Reaktion kam zu spät. Damonas Hand zuckte hoch und schmetterte ihm den Anhänger ins Gesicht.

Warner brüllte gequält auf. Ein sengender Blitz zuckte durch den Raum, fraß sich in den Flammenschein des Moordrohr und schmetterte die grauenhafte Erscheinung zurück. Sein Körper schien plötzlich in blaue, tanzende Flammen gebadet zu sein. Alles geschah gleichzeitig – der Moordrohr wand sich, schlug wütend in die leere Luft und warf sich mit einem ärgerlichen Knurren herum. Wieder peitschte ein greller Blitz aus dem Nichts heraus nach dem Blutgott, schmetterte in den Lichtschirm und ließ ihn abermals zurücktaumeln. Aber der Schirm hielt. Nicht einmal die entfesselten Gewalten des Hexenherzens schienen den magischen Schutzwall durchdringen zu können.

Aber dafür geschah etwas anderes.

Thomas Warner stolperte zurück, schlug verzweifelt die Hände vors Gesicht und sackte an der Wand zu Boden. Zwischen seinen Fingern zuckten grelle, weiße Flammen auf. Die Metallmaske zu seinen Füßen

begann zu glühen, während Warners Bewegungen langsamer wurden. Schließlich sanken seine Hände kraftlos herab, sein Kopf fiel auf die Seite, und er verlor das Bewußtsein. Aber sein Gesicht hatte sich verändert. Es war nicht mehr das Antlitz einer männlichen Medusa, sondern das normale Antlitz Thomas Warners, wie es Damona kannte. Die Berührung des Hexenherzens hatte den Keim des Bösen aus ihm herausgebannt.

Auch das Toben des Moordrohr wurde schwächer. Damona starrte aus tränenden Augen in die grelle Lichtflut seines Schirmes. Sie konnte die Gestalt nur in Schatten erkennen, aber sie hatte den Eindruck, daß ihre Bewegungen langsamer geworden waren.

Dann begann sich die Luft hinter ihm auf seltsame Art zu wellen.

Ein riesiges, dunkles Etwas entstand, ein schwarzer, substanzloser Schacht, der direkt in die tiefsten Abgründe der Hölle zu führen schien. Ein wütender Aufschrei ließ Damona zusammenzucken. Die Gestalt des Moordrohr verblaßte. Aber im letzten Moment hatte Damona das Gefühl, in ein paar dunkler, unmenschlicher Augen zu starren; Augen, in denen ein verzehrendes Feuer brannte, die von dem Wunsch nach Rache erfüllt waren. Dann verschwand die Erscheinung, und mit ihr verblaßte der schwarze Höllenschacht.

Damona sank mit einem erleichterten Seufzer zurück. Ihre Hand umklammerte immer noch den schwarzen Anhänger.

»Ich danke dir«, flüsterte sie leise. »Ohne deine Hilfe wäre ich verloren gewesen.«

Eine Weile geschah gar nichts. Dann schien das Hexenherz in ihren Fingern zu pulsieren. Aber die Stimme, die in Damonas Gedanken erklang, hatte nichts mehr von ihrer früheren Hochmütigkeit.

Sie klang jetzt fast beleidigt.

»*Ach, laß mich doch in Ruhe.*«

Gegen ihren Willen mußte Damona lachen.

***

»Wenn ich es nicht selbst miterlebt hätte, würde ich es nicht glauben«, sagte Carrinforth leise. Er nippte an seinem Tee, legte seine Zigarette in den Aschenbecher und schüttelte den Kopf. »Und das im zwanzigsten Jahrhundert.«

»Es gibt noch eine Menge Dinge, die Sie nicht glauben würden«, sagte Mike. Sie saßen gemeinsam in der geräumigen Bibliothek von Kings Castle – Damona, Mike, Claire und die beiden Polizisten.

Henry hatte ihnen einen starken Tee gemacht, und in der Küche bereiteten die beiden Dienstmädchen, die der Butler zurückgerufen hatte, ein Abendessen vor. Das Mindeste, was sie den beiden Polizeibeamten anbieten konnten, wie Mike gemeint hatte.

»Und Sie glauben, er ist jetzt wieder bei Sinnen?«

»Sie meinen Thomas?« fragte Damona.
Carrinforth nickte.
»Ich hoffe es. Ich habe vorhin ein paar Worte mit ihm geredet – er scheint sich an nichts zu erinnern. Ist wohl auch besser so. Jedenfalls wird uns der Zwischenfall eine Warnung sein. Wir müssen besser auf ihn achtgeben.« Sie lächelte, schenkte dem Inspektor Tee nach und sah Mike an. »Wir sollten uns vielleicht doch einmal um Thomas' Vergangenheit kümmern.«
»Zuerst einmal sollten Sie sich um einen neuen Wagen bemühen«, warf Barnes harmlos ein. Mike warf ihm einen warnenden Blick zu, den Barnes mit einem boshaften Grinsen quittierte.
»Wieso Wagen?« fragte Damona. »Ist etwas mit dem Porsche?«
Hunter sah hilfesuchend zu Claire hinüber. Aber die junge Frau senkte nur den Blick und schien voll und ganz damit beschäftigt zu sein, ihren Tee zu trinken.
»Tja,« begann Mike unglücklich, »da wäre noch eine Kleinigkeit, die ich dir erklären muß…«

ENDE des Zweiteilers